

Cam.

63

pg

Cam.
63 pg

Die Entstehung der wirtschaftlichen Arbeit

von

Dr. Ed. Hahn

Querc.

63 Pf

<36632876350018

<36632876350018

Bayer. Staatsbibliothek

Cam.

63 pg

Die Entstehung der wirtschaftlichen Arbeit

von

Dr. Ed. Hahn



Heidelberg 1908

Carl Winters Universitätsbuchhandlung

Verlags-Archiv Nr. 208.

Wbg/50/1226

g IV m

ERZIEHER AKADEMIE
DER
ADOLF-HITLER-SCHULEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Alle Rechte, besonders das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen,
werden vorbehalten.

(16736)

Inhaltsangabe.

Einleitung: Karl Bücher über das Wesen der Arbeit 1. Öffentliche Meinung und Wissenschaft im Gegensatz 1. Körperliche Unterschiede das Gebiet der Anthropologie, geistige das der Ethnologie 2. Arbeiterpartei und Wissenschaft 3.

Wie ist die Arbeit entstanden 4. Die Arbeit eine auf wirtschaftliche Ziele gerichtete anhaltende, regelmäßige Tätigkeit 4. Befriedigung des Beschäftigungsdranges 5. Pflicht zur Arbeit 5. Geschichtliche Entstehung der Arbeit 6.

Milton und der Barbarenstaat 7. Morgan, Die drei Ständehypothese: Jäger, Hirte, Ackerbauer 8. Sinkt die Menschheit mit der Kultur oder steigt sie? 9. Pflugkultur in unserer Religionsgeschichte als Strafe eingesetzt 10. Völker vor Beginn der Arbeit 12.

Wie sollen wir die Naturvölker beobachten 14. Voreingenommenheit, mögliche Rückentwicklung 15. Die Rolle der Frau bei der Arbeit zumeist ganz vergessen 16. Gartenbau u. Pflugkultur im Gegensatz 17. Unser Ackerbau und die Landwirtschaft der Amerikaner, Humboldt, Stellung der Nomaden zur Pflugkultur 19. Anbau der Nahrungspflanzen durch die Frauen begonnen 21. Die Frau ernährt den Stamm, der Mann Krieger u. Politiker, Sportsmann und Kunsthandwerker 22. Arbeit führt zu Besitz; nicht bei den Australiern 24. Geistige Richtung der Australier auf religiöse Ziele, die überhaupt in der Menschheit vorangehen 28. Tempel älter als das Haus 29.

Die Arbeit und die Frauen 30. Rousseau und die Grundsätze des Liberalismus, die Frauenfrage, Heinrich Schurtz: Altersklassen u. Männerbünde 32. Mann und Frau in der Entwicklung verschieden, also notwendig auch

in Pflicht und Recht verschieden 32. Frau für die Familie; Mann für das soziale Leben 33. Bei den Naturvölkern erhält die Frau den Stamm 34. Ihr Anteil zur Nahrung wesentlich aus dem Pflanzenreich 35 f.

Mensch, Produkt der Entwicklung, Feuer und Mensch 40. Mann und Frau und Feuer 41. Die Familie bei den Anthropoiden 42. Mensch Omnivor 43. Nur vom Fleisch kann man nicht leben 43. Reizmittel 44. Sammler 46.

Matriarchie 48. Frau und Arbeit 49. Der Mann überläßt die tägliche Sorge der Frau 49/50. Seine Rolle sozial 50. Das Religiöse auf der untersten Stufe 50/51. Unterschied in der sozialen Rolle von Mann und Frau 51. Männerweihen der Australier 51/52. Schwierige Nahrungsmethoden der Naturvölker 52. Wildgrassamen 53. Mahl- und Reibsteine 54. Rinde als Nahrungsmittel 54. Notnahrung 55. Nahrungsmittel der Kinder 56/57. Unterschiede zwischen Knaben und Mädchen 57. Altersklassen der Knaben 57/58. Beginn der Pflanzenkultur durch die Frau 60/61. Pflanzenkultur bei den Australiern 63. Hackbau 64. Haustiere 64. Gartenbau aus dem Hackbau 66. Männer roden 66/67.

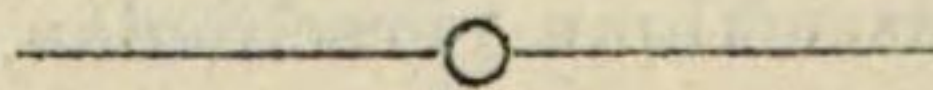
Besitz und Recht und die Frau 68. Mann und Frau und die Wirtschaft 68. Das Recht durch die Männer verwaltet 69. Pflugkultur verdrängt die Frau aus der Wirtschaft 69/70. Erziehung bei Kultur- und Halbkulturvölkern 71. Besitz entsteht durch Arbeit 73.

Arbeitsverhältnisse und Besitzverhältnisse miteinander verbunden 75. Arbeit von Mann und Frau in der Pflugkultur und im Garten 80. Obstbau 82/83. Hirse 83. Bienenzucht 84.

Die Frau und die Kolonialpolitik 86. Die Entwicklung der Plantagenkultur 87. Befreiung der Sklaven 89. Haiti 89/90. Sinken der Herrenvölker durch Sklaverei 90/91.

Steigerung der Produktion der Frau 91. Sklaverei und Vielweiberei 93. Frau und Mann im Hackbau 94. Alte Verhältnisse 95. Ausbildung der Jugend 97. Arbeit der Knaben 100.

Schluß.



Einleitung.

Paupertas artium inventrix.
Arnobius II, 18.

Karl Bücher beginnt sein ausgezeichnetes und vermutlich noch recht folgenreiches Werk „Arbeit und Rhythmus“¹ mit dem Geständnis: „(obwohl) die Arbeit den Ausgangspunkt aller wirtschaftlichen Erscheinungen bildet, so ist doch ihr Wesen bis jetzt von den Nationalökonomen nur selten einmal gründlich untersucht worden.“

Ich glaube, in diesem Geständnis liegt auch die Rechtfertigung dafür, wenn in den folgenden Seiten ein Wirtschaftsgeograph vom Standpunkt seiner Wissenschaft dieses Thema bearbeitet. Nur wird es gut sein, schon zum Anfang, Leser, die mit der Arbeitsmethode der neuen naturwissenschaftlichen Richtung in Geographie und Ethnographie und mit den Erfolgen, die sie uns eingetragen hat, noch nicht recht vertraut sind, darauf aufmerksam zu machen, daß es sich hier nicht etwa um einseitige Hirngespinnste eines philosophierenden Sonderlings handelt, sondern um die zielbewußt angewendete Methode der auf einem großen Wissensgebiet erprobten modernen naturwissenschaftlichen Forschung, deren Bedeutung in den nächsten Jahren sicher, auch was die Geltung für

¹ Die erste Auflage erschien 1896, die zweite 1899, die dritte sehr erweiterte 1902. Leipzig, Teubner, 80.

die breiteste Öffentlichkeit angeht, noch außerordentlich zunehmen wird.

Es ist auf alle Fälle bedauerlich, meine ich, — und ich kann hier wohl mit Grund als Wortführer der jüngsten Schule sprechen, daß einer Arbeit, die absichtlich in ihren Folgerungen und in ihrem Material so allgemein gehalten wird, wie möglich, doch noch dergleichen Einleitungsworte vorausgeschickt werden müssen. Es erklärt sich freilich besonders durch historische Verhältnisse, die sich forterhalten, obgleich ihre Begründung schon lange verschwunden ist. Um so mehr ist zu beklagen, daß die Schuld an diesem im allgemeinen Interesse sicher sehr bedauerlichen Zustande dabei auf der Seite der naturwissenschaftlichen Disziplinen zu suchen ist, während die Nationalökonomien — Schmollers grundlegender Grundriß der Volkswirtschaft, aber auch Büchers eben von mir zitiertes Werk und so mancher Band der führenden nationalökonomischen Zeitschriften beweisen das — hier von dem besten Willen be-seelt sind.

Es ist bezeichnend aber bedauerlich, daß die Gründe, weshalb Ethnologie und Anthropologie die für sie maßgebenden Leitlinien nicht mit der notwendigen Deutlichkeit hervorzuheben wagten, wesentlich in Bequemlichkeitsgründen liegen, die mit der leidigen Politik zusammenhängen. Wollte die Anthropologie mit dem meiner Überzeugung nach notwendigen Nachdruck hervorheben, daß sie sich mit den körperlichen Unterschieden des Menschen befasse, weil der Mensch zwar zoologisch genommen als eine sogenannte „gute Art“ anzusehen sei, aber trotzdem innerhalb dieses Artenbereichs eine außerordentlich große Verschiedenheit aller körperlichen Merkmale existiere, und wollte die Ethnologie

mit der gleichen, durch die Verhältnisse notwendigen Bestimmtheit und Schärfe hervorheben, daß zwar der Mensch überall Mensch sei, daß die moderne Wissenschaft so wenig irgendwo den Untermenschen gefunden habe, sei es im Buschmann oder im Feuerländer oder Tasmanier, so wenig wie jemals der Übermensch Nietzsches irgendwo lebend angetroffen sei, daß daneben aber die Ethnologie als Wissenschaft wohl auch die auffallenden, aber seltenen Übereinstimmungen im Gedankenleben durch Raum und Zeit sehr weit getrennter Völkerindividuen oder Einzelwesen zu bearbeiten habe (den Völkergedanken des Altmeisters Bastian); daß sie sich daneben aber mit den außerordentlich viel bedeutenderen, zumeist außerordentlich festgewurzelten und außerordentlich weit entwickelten Unterschieden in Volksvorstellung und Weltanschauung zu beschäftigen habe, — daß also Anthropologie und Ethnologie als die beiden Wissenschaften vom körperlichen und vom geistigen Dasein des Menschen der immer noch so weit verbreiteten Vorstellung von der ganz allgemeinen Berechtigung, ja der Notwendigkeit der politischen Gleichstellung aller Menschen auch nicht einen Schatten Berechtigung gewähren, so würde das nach der Meinung sachverständiger Beurteiler verschiedene empfindliche Gemüter in zunächst immer noch recht einflußreichen Kreisen unserer Öffentlichkeit wahrscheinlich schwer in ihren sogenannten Idealen kränken! Typisch ist jedenfalls, daß zu einer Zeit, wo eine große Partei, die sich doch mit besonderem Tonfall als die „Arbeiter“-Partei bezeichnet, seit Jahrzehnten unermüdlich wieder und wieder dieselben Forderungen einer allgemeinen Gleichheit aller Menschen mit derselben oder mit wachsender Energie wiederholt, doch, wie aus den einleitenden Worten

eines führenden Nationalökonomten hervorgeht, über das Wesen der Arbeit an sich noch gar keine wissenschaftlichen Untersuchungen vorliegen.

Es ist daher wohl ohne weiteres mit gutem Grunde anzunehmen, daß diese Partei die Forderungen ihres Programms, die sie bis jetzt immer mit Emphase als die von der wahren Wissenschaft formulierten Gesichtspunkte hinstellt, in der nächsten Zeit, wenn sie ehrlich verfahren will, einer weitgehenden Revision wird unterziehen müssen.

Da es sich hier nun um die moderne Methode der modernen Wissenschaft handelt, so können wir gleich zur Sache übergehen, indem wir uns nach dem jetzt in der Wissenschaft allgemein anerkannten Entwicklungsprinzip danach fragen: wie ist die Arbeit entstanden?

Wir beschränken uns dabei hier auf die Arbeit, soweit sie die Menschheit angeht und verzichten darauf, ihr jenseits der Menschheit nachzuspüren, etwa wie eine große, von dem neubegründeten Institut Solvay herausgegebene soziologische Arbeit das Eigentum durch alle Klassen des Tierreichs verfolgt.¹ Ich will vielmehr diese Verhältnisse nur insoweit heranziehen, als ich betonen möchte, daß selbstverständlich auch in der Tierwelt die Arbeit als eine auf wirtschaftliche Ziele gerichtete, anhaltende und regelmäßige Tätigkeit sehr verbreitet ist, — wir brauchen ja nur an die Ameisen zu erinnern, und daß sich dadurch selbstverständlich die Theorie, die ja leider in unserer Bibel eine nicht geringe Stütze findet, die

¹ Travaux de l'institut de sociologie Solvay: Bruxelles: Petrucci, origines naturelles de la propriété. 1905. 80.

Arbeit (im weiteren Sinne; hier eigentlich nur der Ackerbau) sei infolge eines dem Menschen nach dem Sündenfall auferlegten Fluches in die Welt gekommen, von selber widerlegt. Wir brauchen nur die Definition zu wiederholen, daß wir die Arbeit als eine auf die Erzeugung von wirtschaftlichen Gütern gerichtete und verständig geregelte regelmäßige Tätigkeit ansehen, um zu erkennen, daß der Mensch in einer solchen Tätigkeit nur dem von der Natur gegebenen Triebe folgt¹; daß also die Einsetzung der Arbeit als Strafe den gegebenen Verhältnissen nicht entspricht, daß vielmehr der Tätigkeitsdrang auch im Naturmenschen stark ausgebildet ist und um zum Arbeitsdrang zu werden nur der vernunftmäßigen Regelung und Hinlenkung auf ein bestimmtes Ziel bedarf. Ich weiß nicht, wie sich die Moralphilosophie zu diesen Sätzen verhält, aber ethisch sind wir jedenfalls noch recht weit von befriedigenden Zuständen entfernt, denn daß Leute, „die es nicht nötig haben“, in ihrem Interesse und im Interesse der Allgemeinheit gar nicht müßig gehen dürfen, sondern positive Arbeit leisten müssen, das ist jedenfalls eine Anschauung, der das öffentliche Leben einstweilen noch nur allzu oft und allzu stark widerspricht, erleben wir doch immer noch, daß Leute, die es haben und die nicht so dumm sind, freiwillig zu arbeiten, meinen, sie dürften auf die, die es nötig haben oder solche, die töricht genug sind, ohne Not zu arbeiten, von ihrer Höhe stolz herabsehen.

Um nun in der Erkenntnis dieser Dinge weiter zu kommen, werden wir uns nach der von der Ethno-

¹ Befriedigung des Arbeitstriebes ein Instinkt. Adolf Mayer, Wageningen: Los vom Materialismus. Heidelberg 1906. 80. S. 19 f. u. 28.

logie anerkannten Methode zu den Naturvölkern wenden, um aus ihren Verhältnissen heraus uns eine Analogie zu den Verhältnissen, wie wir sie etwa für unsre Vorfahren rekonstruieren können, zu bilden. Denn auch das müssen wir vielleicht noch bemerken, zu einer größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit dieser Rekonstruktion können wir es nur bringen; wir können hier nicht zu der Sicherheit einer mathematischen Rechnung oder auch nur der eines chemischen Experimentes gelangen. Aber wenn wir unsern Gedankengang mit richtiger Methode und richtigem Tatsachenmaterial durchführen, so wird das Resultat doch eine so hohe Wahrscheinlichkeit besitzen, daß wir die Fehlerquellen als fast gar nicht in Betracht kommend ansehen können, wir werden also mit solchen Ergebnissen als wissenschaftlich möglichst gut begründeten Hypothesen rechnen dürfen.¹

Bekanntlich ist die Geschichte der Entwicklung der Menschheit ein Gebiet, das der kritischen und aufbauenden Wissenschaft außerordentlich lange vor-
enthalten blieb. Noch Milton², der große Sänger des verlorenen Paradieses, der eine so außerordentlich weitreichende Tätigkeit unter Cromwell entfaltete, ließ sich in seiner aktiven Politik bekanntlich nur von den Gesichtspunkten leiten, die er

¹ Siehe dazu das eben genannte Werk von Mayer-Wageningen: Los vom Materialismus. Kap. II. Über die Ähnlichkeit des Wertes der Wahrheit religiöser Dogmen und wissenschaftlicher Hypothesen! S. 127 u. 128.

² Ich fand den Ausspruch bei Grahame, history of the United States of America. London 1836. 8°. II. S. 208.

in der antiken Literatur und in der Bibel fand; von ihm ist uns der interessante Ausspruch erhalten, die staatlichen Verhältnisse eines Barbarenstaates interessierten ihn so wenig, wie die Verhältnisse eines Krähenstaates. Es ist eine gute Ironie der Geschichte, daß er wahrscheinlich dabei unter „Barbaren“ die mit den Engländern ja bereits in Beziehung geratenen nordamerikanischen Indianer verstand, deren Verhältnisse durch die Werke Lewis Morgan u. a. m. zwei Jahrhunderte später eine so große Rolle für unsere europäischen politischen Anschauungen spielen und namentlich auch durch Marx die Grundlagen für die orthodoxe Lehre der Sozialdemokratie abgeben sollten. Und es ist ferner interessant, daß Milton mit dem Blicke des Dichters doch sah, daß auch ein Krähenstaat eine gewisse staatliche Ordnung besitzt und ja freilich auch besitzen muß, wenn er irgend etwas leisten soll, und dazu existiert er ja doch nur. Das ist eine ebenso hausbackene wie eine unumstößliche Wahrheit, die freilich unsere Anarchisten allerersten Wassers immer noch nicht haben einsehen wollen, die meinen, durch die Atomisierung des menschlichen Individuums zum besten des reinen Begriffs einer philosophisch-sublimierten Freiheit einen Zustand von unerreichter Vorzüglichkeit hinstellen zu können und herstellen zu müssen.

Bibel und Antike gewährten dann ja auch ein reiches Material für alle möglichen Deduktionen und Lukubrationen, im wesentlichen kam aber bis auf Rousseaus Zeiten alles darauf hinaus, daß man nach dem Vorbilde der alten Welt annahm, der Mensch (der hier immer eigentlich bloß als der männliche Mensch ausgefaßt wird, *ἄνθρωπος*, homo, der Mensch), hätte zuerst in einem recht rohen Zustande mit wenig Verständnis und mit rohesten Instrumenten als Jäger

von seiner Jagdbeute gelebt, wenn auch manche der Autoren wußten, daß er Früchte, Eicheln und dergl. nicht verachtet hat oder hätte. Von dieser rohen und blutigen Speise hätte sich dann der Jäger entwöhnt, indem er die Beutetiere nun nicht mehr tötete und verzehrte, sondern sie zähmen lernte und von ihrer Milch lebte. So entstand die Idylle des sanften Schäfers von Theokrit bis Gesner, die ja auch in der älteren, freilich sehr gekürzten Legende von Kain und Abel in der Bibel einen kurzen, aber bezeichnenden Ausdruck gefunden hat. Von hier aus erreichte dann der Mensch die Stufe des wirklichen Kulturmenschen zu allermeist durch das direkte Eingreifen der göttlichen Belehrung, die ihn den Ackerbau kennen lehrte, ihn dadurch bodenständig machte

„Und in friedliche feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt!“

Es ist außerordentlich bezeichnend, daß neben diese Strömung, die immerhin, wie es die moderne Wissenschaft auch tut, eine Entwicklung vom Unteren zum Höheren annimmt, eine diametral entgegengesetzte trat, die sich in der eigentümlichsten Weise mit der andern kreuzte oder verquickte. Diese Theorie nahm für den Menschen vielmehr entweder einen jähen Sturz von einer viel höheren Stufe an, wie unsere Genesis, oder sie erklärte wenigstens das unaufhaltsame Herabsinken von einer früh erreichten hohen Vollkommenheit für unabänderlich. An sich ist das ja auch etwas von der Natur Gegebenes. Die Geschichte, wir mögen sie in engerem oder weiterem Umfange nehmen, wie das Geschick des einzelnen Lebewesens zeigen uns zuerst immer die kleineren Anfänge eines jeden einzelnen Organismus und jeder Organisation, dann einen gewissen höchsten Punkt der

Entwicklung und zuletzt ein Herabsinken in der Leistung, bis endlich Untergang oder Tod das Bild beschließen.

Aber was nach den Erfahrungen der Ethnologie als Erwartung berechtigt ist, ist darum auch nicht gleich unbedingt richtig für alle Fälle und noch weniger als Maxime gültig. Ich habe, bis dahin ohne allzu viel Erfolg, in meinem letzten Werke¹ als meine Überzeugung ausgeführt, daß die an Leistungen ja vielfach so unvergleichliche und von Vielen unter uns immer noch als unerreichbares Vorbild gepriesene Antike zumeist an wirtschaftlichem Unverständnis zugrunde gegangen ist, daß aber immerhin eine nicht geringe Rolle bei diesem Untergang die tief eingewurzelte Anschauung besonders der römischen Kreise spielte: es sei ganz und gar zwecklos, die frühere Höhe der Zustände, die frühere Tüchtigkeit der Alten zu erstreben, den Epigonen bleibe nichts wie zwecklose Trauer um nicht mehr Erreichbares.

Ich habe von Ferd. v. Richthofen gelernt, daß auch auf der chinesischen Welt dieser Bann lastet, wenn ihn nicht die jüngsten, durch Europas Torheit so ungeheuerlich vergrößerten Erfolge Japans für einige Zeit oder auch gar dauernd vermindert oder beseitigt haben.

Etwas anderes ist ja die durch den Zusammenhang mit dem Alten Testament bedingte Anschauung des Christentums. Hier war der Mensch ursprünglich zu göttlicher Vollkommenheit bestimmt, das Elternpaar fiel aber, hauptsächlich durch die Schuld des Weibes, in die Sünde und so kam die Arbeit als Fluch in die Welt.

Wir können die Wurzeln dieser Anschauung im

¹ Das Alter der Kultur. Heidelberg 1905. 80.

einzelnen noch nicht klar erkennen. Ich habe nur in einem Zusammenhang, der hier nicht weiter her gehört auf die eigentümliche Konsequenz hingewiesen, daß im Gegensatz zur Arbeit im Garten, der noch dem Paradiese angehört (Genesis, Kap. 2, v. 8 u. 15, und 3, v. 17), die Arbeit auf dem Ackerfelde als Strafe des vom Bösen verführten Menschen eingesetzt wird, und deshalb nicht etwa gesegnet, sondern verflucht wird. Es ist das nur die Konsequenz eines extremen Dualismus, über dessen Herkunft und Bedeutung sich die Religionshistoriker entscheiden mögen, der wahrscheinlich aber doch irgendwo in Vorderasien entstanden ist. Jedenfalls hat dieser Dualismus später im Christentum außerordentlich trübe Wirkungen gehabt, ist doch der Hexenwahn, der bis ins 17. Jahrhundert, besonders in Nord-europa aber auch im jungen Nordamerika, eine so schauerliche Rolle spielte, aus einer besonderen Ausprägung dieses Dualismus hervorgegangen, in der in seiner extremsten Form Satan zum alleinherrschenden „Fürsten dieser Welt“ gemacht wurde!

Jedenfalls hatte man sich in der Antike und in der von den antiken Vorstellungen beherrschten europäischen Welt bis zum Auftreten Rousseaus von den Anfängen der Menschheit im allgemeinen ein recht leicht zusammengezimmeretes Bild gemacht. Die hauptsächlichsten sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen unserer Kultur, die bürgerliche Ordnung, wie wir sie verstehen, der Kalender mit den zwölf Monaten, die sich nach den Zeichen des Tierkreises teilen, die Bestellung des Ackerfeldes, das der Mann mit Pflug und Ochsen bearbeitet, und in das er Getreide sät, aus dem Brot gebacken wird, das mit der Milch seiner Herdentiere und dem Fleisch seiner Zuchttiere die Nahrung des Menschen zusammensetzt (das alles ge-

hört nämlich nach meiner Theorie zusammen¹), das alles waren eben früher einfach gegebene Dinge, über die man nicht weiter nachzudenken brauchte, die man ruhig hinnehmen konnte. Entweder war das alles durch göttliche Offenbarung eingeführt oder irgendein über die Menschheit hervorragender Kulturheros, dessen Tätigkeit ihm eine Stufe neben den Göttern verschaffte, hatte das alles aus sich selbst frei erfunden. Wie einer der kläglichsten Vertreter des plattesten Materialismus, Morelly le jeune, der modernste Schutzheilige unserer Sozialisten, das als „Philosoph“ darstellt: um die Nahrung des Volkes zu sichern, suchte man und man fand das Getreide, man suchte und man erfand den Pflug; — an das Problem, daß man auch den Ochsen gesucht und gefunden haben müßte, hat der Hohlkopf dabei nicht gedacht.²

So einfach werden wir nun die Dinge nicht mehr ansehen können; wir werden uns vielmehr dieser allzu gebrechlichen und flüchtigen Konstruktionen für die Vergangenheit unserer Vorgänger in der Kultur vollständig enthalten müssen und wir werden in Zukunft uns z. B. die Faktoren des Ackerbaus, die ich eben nannte, Getreide, Pflug und Hausrind, als langsam und jedes für sich selbständig entstanden und erst weiterhin auf einem schwierigen, von Verzweigungen und Konflikten sicher nicht freien Wege zu dem für uns scheinbar ganz unlöslichen Verbande zusammengewachsen denken müssen.

Schließlich dürfen wir uns aber nicht wundern, wenn der Fortschritt, den die neue Auffassung über

¹ Hahn, Ed., Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen. Leipzig 1896. 8^o.

² Morelly le jeune, le naufrage des îles flottantes ou Basiliade. Messine 1753. 8^o. I. 66.

das Problem des Ackerbaus macht, verhältnismäßig gering ist. Der alte Verband der einfacheren Auffassung mit unserer bisherigen Gedankenwelt ist zu fest, als daß er sich gleich erschüttern ließe. Noch viel langsamer wird es freilich mit den für die Politik ja noch viel wichtigeren theoretischen Forderungen aus der Rousseauschen Gedankenwelt gehen; aber der ehrliche und gewissenhafte Forscher hat darum um so mehr die Aufgabe, die wirklichen Verhältnisse der Naturmenschen mit desto größerer Energie richtig darzustellen und weiterhin bekannt zu machen, um so aus ihnen endlich richtigere und bessere Folgerungen abzuleiten.

Wenn wir uns nun über die Entstehung und Entwicklung der Arbeit wissenschaftlich belehren wollen, so ist es, wie wir gesehen haben, der gegebene Weg, diese Dinge in den einfachsten und zurückgebliebensten Verhältnissen zu untersuchen. Methodisch ist dabei wichtig, daß die Verhältnisse derjenigen Völker, die wir heute in den scheinbar unentwickeltesten und scheinbar zurückgebliebensten Verhältnissen erblicken, naturgemäß doch nicht ganz direkt den ältesten Zuständen der Menschheit parallel gesetzt werden dürfen. Auch der „Wilde“ hat die Tausende von Jahren, die die Kulturmenschheit durchgemacht hat, hinter sich.¹ Diese tausendjährige Geschichte hat ebensogut in seinem Dasein und in seinem Denken ihre gewichtigen Spuren hinterlassen, wie im Dasein

¹ Daß das Alter der Menschheit als solche sehr groß und der Fortschritt zuerst notwendig sehr langsam gewesen, bemerkt Sir Charles Lyell, *Antiquity of Man*. London 1873. 8°. Friedr. Ratzel hat diese Anschauung natürlich auch vertreten. So empfiehlt er die Zeitkosten nicht zu sparen. *Geschichte, Völkerkunde und hist. Perspektive*, jetzt kleine Schriften, München 1906, 8°, II. 519, und setzt

und im Ideenkreise der Kulturvölker, auch wenn er nichts davon weiß!

Das wird bei manchen methodologischen Untersuchungen, der Engländer z. B., keineswegs im genügenden Umfang beachtet; Frazer, Jevons, Lang u. a. wollen die weitverzweigten und außerordentlich fein ausgebildeten totemistischen Vorstellungen, die wir bei nordamerikanischen Indianern und bei den Australiern finden, ohne weiteres in ihrer ganzen Schärfe und Kompliziertheit nun auch an die Wurzel unserer ganzen asiatisch-europäischen Kulturkreise gesetzt sehen. Hier wird viel edler Schweiß unnütz vergossen. Die Denkungsart dieser Forscher ist nicht genügend naturwissenschaftlich geschult, sie verwechseln Analogie und Homologie und beweisen so die Notwendigkeit einer naturwissenschaftlichen Propädeutik auch für jene Forschungsgebiete, die scheinbar oder direkt keinen Zusammenhang mit der Naturwissenschaft im heutigen Sinne haben. Zahlreiche Spuren im ganzen Gebiete der Völkerkunde zeigen, daß der Menschheit an sich animistische und totemistische Vorstellungen keineswegs fremd sind. Der Beweis müßte aber erst erbracht werden, daß diese Vorstellungen in irgendwelchem Umfange wirklich als eine notwendige Entwicklungsstufe der Menschheit vorhanden sein müßten. Es wird vielmehr viel richtiger sein, zunächst einmal anzunehmen, daß solche Ideen wohl auftauchen können und daß sie dann unter Umständen eine ziemlich analoge Entwicklung in sehr vielen Gebieten haben und hier zu großer Bedeutung kommen können, daß aber eine

die Existenz des Menschen schon für die Eiszeit an; ebenda II. 493. Er hat den schönen Ausdruck: die Tiefe der Menschheit geprägt, II. 215, den Schurtz begeistert aufnimmt; Altersklassen und Männerbünde. Berlin 1902. 80. S. 69.

derartige Entwicklung ebensogut in den Anfängen stecken bleiben und für die Geschichte manches Volkes in durchaus unwesentlicher Art abgetan werden kann.

Dann ist noch eins nicht zu vergessen; wir haben wohl seit einigen Jahrzehnten wissenschaftlich geschulte Ethnologen, es sind aber durchaus nicht alle Reisenden, deren Material wir benutzen müssen, in dieser Richtung wissenschaftlich ausgebildet. Vielfach wirken, auch auf bedeutendere Geister, vorgefaßte und an-erzogene Vorstellungen derart beherrschend, daß alles Tatsachenmaterial der Welt da draußen die eingewurzelte schwärmerische Überzeugung nicht zu erschüttern vermag.

Elysée Reclus war ein großer Geograph und er hat sich in dieser seiner Stellung von Amts wegen um die Verhältnisse der Naturvölker bekümmern müssen. Seine Ideale waren und blieben aber durchaus anarchistische und er hat sogar die jüngeren Mitglieder seiner Familie in diesen Anschauungen erzogen, obgleich für den Forscher ohne Vorurteile nichts da draußen diese politischen Phantastereien unterstützen kann. Vielfach stehen auch die Forscher draußen noch ganz im Banne europäischer wirtschaftlicher Anschauung und ihre Berichte sind daher immer in diesem Lichte zu benutzen, und nicht allemal ist dabei die Sache so leicht abzutun, wie der Fall des armen Franzosen, der unter dem Eindruck Rousseauscher Ideen und der damals modischen Schäferidyllen 1790 nach dem Senegal kam und die maurischen Beduinen außerordentlich wenig nach seinem Geschmack und nach den Vorstellungen, die er sich von ihnen als von sanften Hirten gebildet hatte, fand!¹

¹ Golberry, fragmens d'un voyage en Afrique. Paris 1802. 8^o. I. 301: „Mais ils ne possèdent aucune des vertus,

Vielfach werden auch die Wilden, deren Verhältnisse sich in vielhundertjähriger Entwicklung in einer ganz besonderen Weise ausgebildet haben können, von Beobachtern besucht, die den komplizierten Verhältnissen mit einer zu einfachen Formel gerecht zu werden meinen.

So erwähnt Schurtz, daß auf einem verhältnismäßig kleinen Gebiet Neu-Guineas nach den verschiedenen Beobachtern völlig verschiedene Besitz- und Erbverhältnisse vorhanden sein müßten, was wohl kaum der Fall ist, sondern doch wohl zum allergrößten Teile auf unzureichender Berichterstattung an die Forscher und durch dieselben beruhen wird.¹

Naturgemäß hat sich durch die Einführung des Entwicklungsgedankens auch in diese Wissenschaft die Stellung des Problems etwas verschoben, was aber bei einiger Vorsicht in den Schlüssen für die Richtigkeit derselben unbedenklich ist. Müssen wir von allgemeinen Vorstellungen von einer sinkenden Tendenz in der Entwicklung der Kultur im Rousseauschen Sinne auch gewiß für die Gesamtzivilisation absehen, so haben wir doch in jedem einzelnen Fall die Pflicht, uns die Frage vorzulegen, ob es sich hier nicht um eine mit Verlusten verbundene Rückentwicklung handelt. Bei genauem Zusehen werden wir dergleichen sicher nicht nur bei Naturvölkern, sondern auch bei uns in Europa für verschiedene Völker und für verschiedene Zeitperioden finden. Man denke nur an das Deutschland des beginnenden 16. und des ausgehenden 17. Jahrhunderts oder an das England

aucune de ces quatités douces et interessantes, qui sont ordinairement (er glaubt es also doch noch!) l'apanage de la vie pastorale“.

¹ Zeitschrift f. Sozialwissenschaft III, 1900. 80. S. 249 u. 352 f.

Shakespeares und das Karls des II. Ich glaube kaum, daß ein unparteiischer Beobachter in Holland am Ende des 19. Jahrhunderts denselben Hochstand der Bildung und der Leistungsfähigkeit finden wird, der die Stellung Hollands als Weltmacht gegen Ende des 17. Jahrhunderts so deutlich begleitet, um hier von dem fürchterlichen Abstände der antiken Welt auf ihrer Höhe und Westeuropas am Schlusse der Völkerwanderung ganz abzusehen.

Weiteren Kreisen gegenüber muß ich auch wohl noch eins besonders bemerken. So wenig wir auf die erwähnten allgemeine Tendenzen einzugehen haben, ebensowenig haben wir uns mit der leider noch häufig als gültig hingestellten Drei-Stände-Hypothese zu befassen. Wie wir im weiteren Verlaufe meiner Ausführungen noch sehen werden, fehlt die Grundlage dafür ganz, da ja, im Widerspruch zu meinen Anschauungen, diese Hypothese oder dieses Axiom, wie es mir gegenüber gelegentlich von Schweinfurth bezeichnet wurde, in durchaus orientalischer Weise von dem Vorhandensein des weiblichen Geschlechts als wirtschaftlichen Faktors der Menschheit überhaupt ganz absieht. Der Mensch ist hier allein der Mann, und so hat denn der Mann erst sich und seine Familie als Jäger, dann als Hirt und schließlich als Ackerbauer ernährt, wobei der „Ackerbau“ hier zumeist noch als die von der göttlichen Autorität eingesetzte legitime Nahrungsweise des Kulturmenschen angesehen wird!

Daß das in unserem Kulturkreis, der ja hier wesentlich von der jüdisch-christlichen Überlieferung beeinflusst wird, auch einmal der Fall war, kommt ja in den für das Christentum gültigen religiösen Schriften nicht mehr direkt zum Ausdruck, um das hier gleich noch zu erwähnen, obgleich ich in anderem

Zusammenhang auf diese Dinge zurückzukommen habe. Aber die vielfach parallel laufende Überlieferung des Islam hat diesen Zug der Mythe wohl erhalten. Hier wird dem aus dem Paradiese vertriebenen Adam von Gabriel der Pflug mit den Ochsen überbracht und ihm die von Gott gewollte Bestellung des Feldes und das Einsäen des Getreides gelehrt.¹ —

Ungeduld hilft freilich nichts, aber Sachverständige werden es begreifen, wenn ich außerordentlich gespannt darauf bin, wie in der babylonischen Urlegende, die doch wahrscheinlich auch einmal zum Vorschein kommt, die Pflugkultur in Verbindung mit dem Sündenfall und der Vertreibung aus dem Paradiese auftreten wird!

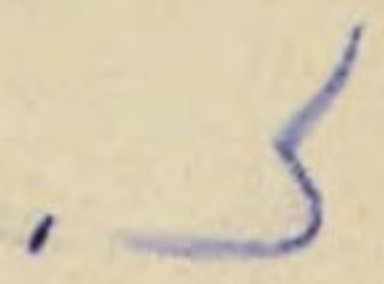
Wie wir weiter sehen werden, ist für mich von außerordentlicher Bedeutung, was bis dahin fast ganz oder ganz übersehen wurde, daß auch in der jüdisch-christlichen Legende noch der Garten deutlich erkennbar **vor** die Existenz des vom Pfluge bestellten Feldes gesetzt wird.

Für die Erledigung der ganzen Drei-Stände-Hypothese ist jedenfalls die Erkenntnis grundlegend gewesen, daß der Genuß der Milch, so selbstverständlich er uns erscheinen will, ganz und gar nichts Naturgemäßen ist, trotz der sogenannten naturgemäßen Lebensweise der Vegetarier und ihrer Verwandten. Es ist wunderbar genug, daß selbst die große Autorität Humboldts diese einfache Tatsache

¹ Gabriel bringt die Stiere (Ochsen), denen dann die Sprache genommen wird, weil sie Adam seine Sünde vorhielten. Weil, Biblische Legende der Muselmänner. Frankfurt a. M. 1845. 12^o, S. 40, (und) Kuh und Acker fügten sich nach Adams Sündenfall nicht mehr, erst Noah brachte sie zur Ruhe. Aus der Hagadah. Grünbaum, Ztschrift. d. D. morgenländischen Gesellsch., 31. Bd., 1877, S. 189.

nicht zur Geltung hatte bringen können, daß sein scharfer Widerspruch nicht längst diese Hypothese erledigt hatte. Er wußte, daß die gesamte wirtschaftliche Kultur Südamerikas ohne jede Hirtenstufe entstanden sein mußte, weil der Genuß der Milch hier ganz und gar unbekannt geblieben war. Hätte er die Verhältnisse der nordamerikanischen Indianer damals schon besser gekannt, so wäre er ganz gewiß auch mit aller Energie gegen die Auffassung aller dieser Stämme als Jäger aufgetreten. Jedenfalls erfüllt es uns nicht gerade mit Hochachtung für die älteren Vertreter der europäischen Rassen, die mit den nordamerikanischen Indianern zuerst in Berührung kamen, zu sehen, wie sie mit einer geradezu unglaublichen Indolenz vorgehen, die durch die politischen Vorurteile und besonders durch die auf sie begründeten wirtschaftlichen Vorteile ganz gewiß nicht in besserem Lichte erscheint. Es ist abstoßend, wie die leitenden Stellen immer wieder die bessere Erkenntnis, die besonders auf französischer Seite gelegentlich dämmerte, beiseite schieben, um, sehr im Gegensatz zur Wahrheit, die Indianer nur ja als grausame und blutdürstige Jäger, die durchaus kein Recht an den Boden, auf dem sie nur schweiften, haben dürften, hinzustellen, um so jede Rücksichtnahme auf sie und ihre Verhältnisse als ganz unnötig erscheinen zu lassen.

Humboldt hat, nicht nur bei der Erzählung seiner Reise, sondern auch im Kosmos diese Frage berührt, aber obgleich er hier auch noch auf das außerordentlich schwerwiegende Beispiel Chinas hinweisen konnte, das ja durch viele Jahrhunderte hindurch sich mit aller Macht gegen den Milchgenuß gesträubt hat, obgleich es doch die allerwichtigsten und schwerwiegendsten Beziehungen zu den asiatischen milch-



trinkenden Nomaden unterhielt, hat er doch hier das Gewicht seines Namens vergeblich in die Schale geworfen.¹

Den Nachweis, daß der Milchgenuß, der sich doch irgendwo langsam eingeführt haben muß, nicht den Übergang vom Jäger zum Hirten als einer aus sich herauswachsenden Wirtschaftsstufe darstellen kann, habe ich weiterhin durch den historisch besonders wichtigen Nachweis gestützt, daß die Nomaden wirtschaftlich von den Ackerbauern abhängen, daß daher die zeitliche Folge umgekehrt zu denken ist: nicht der Hirt, der seine wirtschaftliche Existenz wesentlich auf Ziege und Schaf gründet, wurde sesshaft, indem er sich den Ackerbau aneignete, — dergleichen kann ja einmal gelegentlich ein historisches Ereignis gewesen sein, ist aber nicht eine *petitio principii* —, der Ackerbauer vielmehr war in den Besitz von Ziege und Schaf geraten, die ganz gewiß nicht etwa auf seinen Getreidefeldern weideten, die ihm vielmehr ein bequemes Mittel boten, den stellenweise und zeitweise reichen Graswuchs der angrenzenden weiten Steppen außerhalb seiner Getreidefluren zu seiner wirtschaftlichen Nutzung heranzuziehen.² Bei dieser Gelegenheit entwickelte sich dann die wirtschaftliche Abhängigkeit des Nomaden, der für seinen Tagesbedarf zu einem wesentlichen Teil auf den Zuschuß des Ackerbauers angewiesen ist.

¹ Humboldt, Kosmos II, Anm. 15. Auch Ansichten der Natur I, Tübingen 1826, 80, I, 139, Anm. 24. Reisen, Stuttgart 1860. gr. 80. III, 322; IV, 164. Daß in allerletzter Zeit europäische mit Zucker eingekochte Milch in den chinesischen Häfen eine Rolle zu spielen anfängt, kann doch nicht ins Gewicht fallen, da die Herkunft dieser Leckerei wohl meist unbekannt ist und bleibt.

² Haustiere S. 132 f.

Die ungeheure historische Rolle der Hirtenvölker beruht nun darin, daß ihre hervorragende kriegerische Tüchtigkeit und die Hilflosigkeit des seßhaften und schwer beweglichen Ackerbauers gegenüber dem durch die später gewonnenen Reittiere, Kamel und Pferd, außerordentlich beweglich gewordenen Nomaden ihnen gestattete, sich diesen Zuschuß an Brotkorn auch da zu erzwingen, wo ihm der früh für den Nomaden wichtig gewordene Handel oder politische Beziehungen diesen Zuschuß in friedlicher Form nicht gewährten.

Setzen wir aber die frühere Hypothese beiseite, so sind wir meiner Ansicht nach gezwungen, nun eine positive Ansicht über die Art, wie sich die Dinge entwickelt haben, zu geben. — Ich muß im großen und ganzen mit herzlicher Dankbarkeit eingestehen, daß meine Anschauungen nach der positiven wie negativen Seite in Fachkreisen in großem Umfange anerkannt werden. Der Widerspruch, der sich erhoben hat, beschränkt sich denn auch im allgemeinen nur auf die Auffassung von der besonderen Entstehung unserer Pflugkultur oder des Ackerbaus, wie man bis dahin sagte. Ich möchte hier nur kurz darauf zurückkommen, daß ich die verschiedenen Einwände nicht anerkennen kann, daß vielmehr die Auffassung, daß diese Dinge für die richtige Darstellung der Wirtschaftsgeschichte und für die richtigere Auffassung unserer Rechtsverhältnisse, wie sie bis dahin sind und wie sie nun sowohl für unser Gebiet wie für die gesamte Menschheit werden sollen, von größter Wichtigkeit sind, mich veranlaßt zum Schlusse, wenn auch in aller Kürze, einen Teil meiner Theorie in anderem Zusammenhange auseinanderzusetzen.

Für mich ist, wie man in der weiteren Ausführung wahrnehmen wird, die erste wirtschaftliche Ar-

beit, die die Grundlage zu jeder höheren Entwicklung legen sollte, die Einführung wirtschaftlicher Nahrungsmethoden, die eine dauernd wirksame Ernährung des Stammes als wirtschaftlicher Einheit sicherten. Und ich bin aus guten Gründen geneigt, die Entstehung und Ausbildung dieser Arbeit fast allein der wirtschaftlichen Initiative der Frauen zuzuschreiben. Dann fällt aber auch natürlich den Frauen der für die ganze wirtschaftliche Entwicklung der Menschheit außerordentlich wichtige Schritt zu, den ich im dauernden Anbau von Nahrungspflanzen, also dem Gewinn der Kulturpflanzen, sehe. Wie aus meinen weiteren Ausführungen der Einzelheiten hervorgeht, spielen die Männer hier eine große Rolle, indem so für sie mitgesorgt wird; die Männer kommen dabei aber, wie ich auszuführen habe, durch einen unserm Gefühl unverständlichen Widersinn als Teilnehmer für die Entstehung der Arbeit sehr wenig in Frage, soweit es sich um dauernde, für das Bestehen des Stammes gerade besonders wichtigen Arbeiten handelt.

Für Leser, die mit den Ergebnissen der Ethnologie und Prähistorie während der letzten Jahrzehnte nicht so vertraut sind, wird das einigermaßen überraschend klingen. Es wird auch manchem seltsam vorkommen, der in ethnologischen Museen oder in populären Darstellungen die in der Kunst zum Teil außerordentlich hochstehenden Leistungen wirtschaftlich niedrig stehender Leute der Jetztzeit, wie der Buschmänner, und die zum Teil geradezu unübertrefflichen künstlerischen Leistungen der älteren Steinzeit, z. B. aus den französischen Grotten, gesehen hat. Denn darüber hat es nie den mindesten Zweifel gegeben, daß wir hier Leistungen der Männer vor Augen haben, wie es vielleicht ganz enrasierten Vertreterin-

nen der Frauenrechte gegenüber bemerkt werden muß. — Diese Leistungen auf einer sehr weit nach unten gelegenen Stufe gehören aber für uns zu den andern Leistungen der Männer, von denen wir noch zu sprechen haben; sie sind Sportsleistungen, die ganz außer jedem Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Existenz des Stammes stehen!

Das Vorkommen der Kunst auf zum Teil sehr niedrigen Stufen der Menschheit, ist ja jedenfalls ein außerordentlich wichtiges, schwieriges und in seiner Bedeutung wohl immer noch nicht ganz richtig aufgefaßtes Problem. Es kann aber natürlich hier nur gestreift werden. Für den Ethnologen ist dabei jedenfalls das Wichtigste, daß die Ausbildung nicht allein nach dem Material und dem Objekt in gar keinem Verhältnis zur wirtschaftlichen Entwicklung zu stehen braucht, daß vielmehr daneben auch die auf niedrigen Stufen vorhandene hohe Entwicklung gerade mit dem Aufsteigen zu einer höheren wirtschaftlichen Stufe ganz und gar verloren gehen kann. Eine für uns sehr auffallende, aber für die heutige Zeit der unerhört breiten Massenentwicklung eine sehr bedeutungsvolle Erscheinung!

Aus dieser Beiseitesetzung der früher gültigen Hypothese einer gleichsam selbstverständlichen Entstehung der Bodenkultur, als deren hauptsächlichstes Objekt man, wie ich annehme und ausführe, sehr mit Unrecht den Bau der Getreidegräser ansah, erwächst mir nun die Verpflichtung, die Entstehung der Bodenkultur, die auch ich für einen außerordentlich wichtigen Schritt in der Entwicklung der Menschheit ansehe, durch eine neue Entwicklungsreihe zu verfolgen. Natürlich ist auch das eine Aufgabe, die die hier gesteckten Ziele und den gegebenen Umfang weit

überschreitet. Ich werde mich vielmehr später an anderer Stelle und in anderer Form mit diesen sehr weit reichenden Dingen beschäftigen. Ich kann aber nicht unterlassen, schon hier darauf hinzuweisen, was besonders für Beobachter in außereuropäischen Ländern gilt, daß die Vorstufen zur Bodenkultur, die in außerordentlich alte Zeiten hinaufreichen können, gegenüber der schematischen Auffassung, wie sie bis dahin die europäische Gedankenwelt nur allzusehr beherrscht hat, ein außerordentlich buntes Bild gewähren müssen und daher hier sehr überraschende und sehr interessante Entdeckungen die Forschung belohnen können.

Natürlich werden aber auch in Europa die Vorstufen, in der Prähistorie z. B., ihre Spuren zurückgelassen haben, worauf ich bei einer besonderen Gelegenheit noch zurückkommen werde (Rindenbrot, S. 54). Aber auch die Wirtschaftsgeschichte der einzelnen Länder Europas wird ein bedeutend bunteres und vermutlich doch auch interessanteres Bild bieten, wenn sie erst, was natürlich weit über die Kräfte jedes Einzelforschers geht, darauf untersucht wird, wie hier die verschiedenartigen Entwicklungsformen sich stellen; wie z. B. im ganzen wie im einzelnen das Verhältnis von Mann und Frau in der Wirtschaft sich gestaltet, und nach welcher Seite die durch ethische Gesichtspunkte gegebene wirtschaftspolitische Ausgestaltung sich zu wenden hat.

Für eine Weile werden wir aber uns einer Gedankenfolge zuwenden, die erst weiterhin in den nötigen Zusammenhang mit den übrigen Schlüssen treten wird.

Wenn wir nun unsere Untersuchung mit den nötigen Einschränkungen, die ich weiter oben festgesetzt habe, daß wir also eine lange historische Ent-

wicklung auch für Völker scheinbar ohne alle Geschichte annehmen müssen, weiterführen, so ist es ja ohne weiteres klar, daß wir die Verhältnisse, die wir untersuchen wollen, nur bei solchen Völkern finden können, die noch ohne jeden individuellen Besitz sind, bei denen auch die Eigentumsverhältnisse noch möglichst unentwickelt geblieben sind. Denn, wenn wir die Arbeit definiert haben, als eine zielbewußte Regelung des Tätigkeitsdranges auf ein wirtschaftliches Ziel hin, so ist ja natürlich klar, daß bei einer nur einigermaßen ausgedehnten historischen Entwicklung der Arbeit, ihre Erträge irgend eine Regelung der neu entstehenden Besitzverhältnisse herbeiführen müssen, daß sich also irgendwie ein Verhältnis der Verteilung der durch die geregelte Arbeit geschaffenen, bald bedeutenden wirtschaftlichen Werte einstellen muß. Es entspricht nicht ganz den bisher herrschenden Voraussetzungen, wenn wir die Entstehung der regelmäßigen wirtschaftlichen Arbeit nun bei den Australiern am besten verfolgen können, weil sie selbst diese Stufe eigentlich noch nicht erreicht haben. Und zwar aus dem eigentümlichen Grunde, weil bei ihnen zwar Arbeit geleistet wird und, wie wir sehen werden, sogar beträchtliche Arbeit, aber unter ganz absonderlichen Verhältnissen, daß bei ihnen diese Arbeit nur deshalb nicht zu Besitz und zu Eigentum führen kann, weil sie von einer ganz andern Richtung menschlichen Denkens im ausgedehnten Maßstabe absorbiert wird.

Wir haben den Australiern lange Unrecht getan. Man fand sie in scheinbar außerordentlich primitiven wirtschaftlichen Zuständen und man sah sie als so zurückgeblieben an, daß nach einigen ungeschickt eingeleiteten und ungeschickt durchgeführten Versuchen

jede Anstrengung, diese ursprünglichen Herren des Bodens in irgendeiner Weise zu erziehen und zu heben, außer einigen durch die Voraussetzungen zu fast völliger Ergebnislosigkeit verurteilten Experimenten braver Missionare, aufhörte und die sogenannte Eingeborenenpolitik der neuen Herren in Australien auf eine nur wenig — oder gar nicht, so in Tasmanien — verschleierte Ausrottung der Schwarzen hinauslief. Die Tasmanier, von denen wir so, weder nach der anthropologischen noch nach der ethnographischen Seite, irgendwie ausreichende Kunde bekommen haben, sind bekanntlich schon verschwunden, was wir um so mehr bedauern müssen, weil ihre Verwandtschaft und ihre Gedankenwelt jetzt sehr großes wissenschaftliches Interesse haben würden, nun, wo leider diese Veräumnis nicht mehr gut zu machen ist!

Dagegen haben sich im Kontinent Australien immerhin noch genug Eingeborene erhalten, als daß sie einer eingehenden Untersuchung unterworfen werden konnten. Und eine Weile haben ihre außerordentlich entwickelten und für unser Gefühl verwickelten Verwandtschaftsverhältnisse, die mit ihren totemistischen Vorstellungen zusammenhängen, Howitt und anderen Forschern außerordentlich schönes Material gegeben. Aber wie die ganze englische Wissenschaft den Zug auf das „matter of fact“ hat, so bekamen wir eigentlich von diesen älteren Untersuchungen nur die Vorstellung, daß die Australier in vielen Dingen eine weit abweichende, aber im ganzen eine doch für die Kulturmenschheit wenig interessante Gedankenwelt entwickelt hätten.

Das hat sich nun außerordentlich geändert, seit wir durch die Sammlung einer Dame, Mrs. Parker, plötzlich einen reichen Schatz von Märchen kennen gelernt haben, in denen, um es so auszudrücken, die

lyrischen Partien der Gedankenwelt der Australier zum Ausdruck gelangen. Diese Märchen haben einen Zug ins Zarte und namentlich ins Pädagogische, wie man es bei ausgesprochenen Kannibalen und wirtschaftlich so zurückgebliebenen Leuten nicht vermutet hätte, ein Ergebnis, das kaum ohne kräftige Rückwirkung auf unsere Ästhetik und Ethik bleiben kann. Unsere deutschen, so außerordentlich wichtigen und reizvollen Märchen lassen ja zu vieler Leute Verdruß gerade das ethische und gar das pädagogische Element ganz außer Betracht. Im australischen Märchen wird z. B. ein Elternpaar dafür bestraft, daß es die kleinen Kinder ohne Trinkgelegenheit zurückgelassen hatte; der älteste Sohn veranlaßt eine Sündflut, in der die Eltern umkommen. Nebenbei auch geographisch ein gutes Beispiel für die klimatisch so schauerlichen Verhältnisse des inneren australischen Kontinents, in dem Verdursten und Ertrinken mit so gewalttätiger Plötzlichkeit nebeneinandergesetzt ist. In unseren Märchen von Hänsel und Gretel oder vom Däumling bringen die Kinder, deren die Eltern sich doch entledigen wollten, bei der Rückkehr bekanntlich unverdienten Reichtum in die Heimat zurück! In der Legende von Byamee wird ein ganzer Stamm in Bäume und Felsen verwandelt durch den Fluch einer hilflosen Mutter, die sie mit ihren Kindern absichtlich am Wege zurück ließen. Es ist das nach vielen Seiten hin interessant, besonders ist das bei einem Stamm sehr markant, wo sonst doch der (männliche) Zauberer eine so ungemein viel größere Rolle spielt als die (weibliche) Hexe!

Bei den „Männerweihen“ der Australier interessiert mich nun besonders eine ganz merkwürdige, bisher leider wohl ziemlich übersehene wirtschaftliche Tatsache, auf die ich später in anderem Zusammen-

hange zurückkommen werde. Hier versammeln sich ganze Stämme und auf Tage und Wochen. Wie ernähren sie sich inzwischen?

Nach den Schilderungen, die wir sonst doch haben, würde eine wirtschaftliche Voraussicht auf Tage und Wochen hinaus ganz außerhalb des Gedankenkreises und der wirtschaftlichen Tätigkeit der Australier liegen. Es ist nun aber doch außerordentlich bezeichnend, und deshalb habe ich diesen Fall hier um so lieber herangezogen, daß so ganz im Widerspruch mit allen bei uns noch allgemein verbreiteten und als maßgebend angesehenen Anschauungen, diese für ihre bescheidenen Verhältnisse doch außerordentlich wichtige Tätigkeit der Australier, die sie den europäischen Beobachtern ganz zu entziehen gewußt haben, ausgesprochen religiösen Zwecken dient, wie denn überhaupt, was zuerst auf den allertiefsten menschlichen Stufen eine gewisse Sonderung herbeiführt, die Pflege religiöser Interessen ist. Es ist dabei außerordentlich wichtig, daß diese Pflege religiöser Interessen einmal bereits auf sehr niedriger Stufe erfolgt, daß sie aber ferner überhaupt der erste Beruf innerhalb der Menschheit ist, weil sie ja nur durch besonders dazu geeignete Personen erfolgen kann, die sich deshalb absondern müssen, weil sie, die Form mag so roh sein wie sie will, den höheren geistigen Interessen gegenüber Pflichten haben; Pflichten sowohl gegen den Stamm, der ihnen sein Vertrauen geschenkt hat, als Pflichten, die ihnen die höheren Mächte, mit denen sie verkehren sollen, auferlegen.

Das klingt für Gemüter, die noch an die gütige Tagesmeinung gewöhnt sind, zumeist recht unwahrscheinlich, und es sind doch Gedankengänge, in denen die allermmodernsten Vertreter der Ethnologie durchaus mit mir übereinstimmen. Weil ich in diesem

Zusammenhänge wahrscheinlich nicht mehr darauf zurückkomme, will ich noch auf ein anderes außerordentlich wichtiges Faktum hinweisen, was uns auch wieder beweist, wie außerordentlich wenig gegründet doch diese Tagesmeinung ist, die entschieden darauf hinaus kommt, die Religion für einen angewöhnten Ballast zu erklären. Leider liest und hört man immer noch viel zu oft sagen und schreiben, die moderne Wissenschaft sei durchaus materialistisch, und das hat wieder zu der nicht immer bloß belustigenden Rückwirkung geführt, daß die amtlichen Vertreter einer religiösen Auffassung meinen, in jedem Vertreter der Wissenschaft einen Gegner sehen zu müssen.

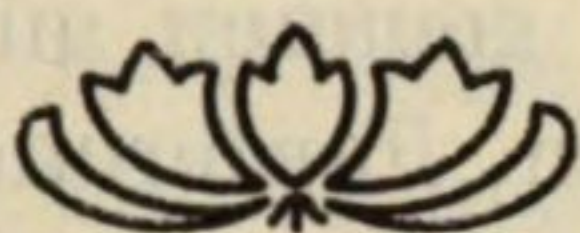
Für unser Tagesleben, in dem die an sich doch recht dürftigen wirtschaftlichen Interessen einen so großen, sicher viel zu breiten Raum einnehmen, ist vielleicht gerade deshalb der Hinweis von Wert, daß auf einer so niedrigen Stufe, wie sie Australier und Buschleute für uns repräsentieren, die eigenen wirtschaftlichen Interessen noch ganz in den Hintergrund treten gegenüber den religiösen.¹ Weder Buschleute noch Australier haben es, trotz des zeit- und stellenweise außerordentlich rauhen Klimas, für sich zum Bau von Häusern gebracht. Sie behelfen sich mit Schirmen gegen die Ungunst der Witterung; dagegen bauen sowohl Australier wie Buschleute Schutzhütten für ihre heiligen Geräte.² Der Tempel, heißt das in eine philosophische Formel gepreßt, ist älter

¹ Spencer and Gillen, Northern tribes of Central Australia. London 1904. 8°. chapt. I, introduction, contents i. f. S. 1: life of a native sharply marked off into two parts, one concerned with ordinary and the other with sacred matters.

² Passarge, S., Die Buschmänner der Kalahari. Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten. 1905. S. 194

als das Haus. Die ideale Welt ragt auch hier über die materielle hinaus. Das ist gerade für unsere Zeit eine Wahrheit, die wir recht auf uns wirken lassen sollten.

bis 292 (das Zitat S. 262); seitdem selbständig erschienen. Berlin 1907. 8°. (S. 101).



Die Arbeit und die Frauen.

Wenn man sich genauer mit dem Schriftsteller Rousseau und seinen Forderungen beschäftigt, namentlich aber auch, wenn man sein ebenso buntes wie wirres Leben ansieht, so kann man sich unmöglich einer gewissen Tragik des Schicksals verschließen, die darin liegt, daß zu einem nur allzugroßen Teil alles, was auf Grund seiner mit so wirksamer Beredsamkeit und mit so außerordentlich viel politischem Erfolg aufgestellten Sätze an Forderungen erreicht ist oder auch noch weiterhin verlangt wird, Rousseau selbst außerordentlich wenig passen würde, ja daß es vielfach seinen recht gut begründeten Abscheu erregen würde. So betrachtete er seine Republiken als die gegebene Regierungsform für ganz kleine Staatswesen (etwa Schweizer Kantone!), und der Liberalismus hat dann auf seine Lehren hin die Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika geschaffen, faktisch das größte republikanische Staatswesen, welches die Welt je gesehen hat, freilich zugleich auch dasjenige, in dem Theorie und Praxis im offenkundigsten Widerspruche stehen!

Ganz gewiß wäre aber auch Rousseau, man braucht, um das zu begreifen, nur an sein Verhältniß zu Therese zu denken, außerordentlich wenig mit den Forderungen einverstanden, die der extreme Liberalismus in der völligen juristischen, politi-

schen, ja sogar wirtschaftlichen Gleichstellung von Mann und Weib aufgestellt hat. Der Sozialismus kann hier zu seinen Gunsten immerhin geltend machen, daß er nicht nur die von anderen Leuten aufgestellten Forderungen bloß wiederholt hat, daß vielmehr auch die vom Liberalismus herbeigeführte wirtschaftliche Entwicklung der Welt, die die Frau nur allzuoft ebensogut wie den Mann in die Fabrik getrieben hat, ihn, zu einem Teile wenigstens, mit gutem Recht zu dieser Konsequenz zwingt.

Wie gesagt, ich habe kaum einen Zweifel, daß Jean Jacques trotz aller Konfusion sich gegen diese Widernatur — denn um etwas derartiges handelt es sich — mit aller Schärfe empören würde.

Eingehendere Beobachter unserer Zeit können sich unmöglich darüber täuschen, daß, je größer die Macht der Presse wird und je breitere Schichten allein dem Einflusse der sogenannten „öffentlichen Meinung“ unterstehen, desto geringwertiger die Auslese und Ausbildung der Leute der Presse und desto geringer das für die große Aufgabe doch dringend notwendige Bewußtsein der ungeheuren Verantwortung wird. Darüber werden spätere Geschichtsschreiber, die diese Entwicklung unserer Presse darstellen wollen, durchaus einig sein: Es sind statt idealer und geistiger, wesentlich wirtschaftliche Faktoren, die in Frage kommen, jedenfalls bewirken sie aber, daß wir zunächst dieser Entwicklung völlig hilflos gegenüberstehen, ebenso, wie der Entwicklung der sogenannten Volksvertretungen, die in letzter Zeit immer unerfreulicher wird, besonders soweit sie auf rein politischem Boden stehen.

Diese Erscheinung, die man bedauern kann, mit der man sich aber abfinden muß, markiert sich auch in einem immer größeren Abstände zwischen der

Wissenschaft und ihren Fachvertretern und den Strömungen, die diese „öffentliche Meinung“ hervorrufen und beherrschen.

Was also die sogenannte Frauenfrage angeht, in der besonders schwer gesündigt wird, so liegt es auf der Hand, daß die ganze Frage, mit Ausnahme weniger an Tragweite und schwerwiegender Wirkung ja allerdings außerordentlich weitreichender Kapitel, die der Jurisprudenz angehören, in der Hauptsache berufsmäßig von Anthropologen und Nationalökonomien mit anthropologischem Verständnis entschieden werden sollte und müßte. Wie der deutsche Anthropologentag zeigt, fehlt es auch in Deutschland nicht an zahlreichen Vertretern des anthropologischen Fachs. Aber wir begegnen hier, und nicht nur hier, der nicht gerade sehr erbaulichen Erscheinung, daß die Fachleute, aus einer gewissen Scheu vor den rein politischen Ideologen männlichen und weiblichen Geschlechts und aus übertriebener Rücksichtnahme auf ihre keineswegs begründeten Forderungen, das von den fremden Mächten zu Unrecht okkupierte Gebiet nicht einmal in Anspruch zu nehmen wagen!

Solche Zustände sind natürlich unhaltbar, und der entscheidende Schritt ist, freilich von einem Nebengebiet her, schon geschehen. Es mangelt nur daran, daß die nötigen Konsequenzen mit der erforderlichen, auf einem so heiklen Gebiet besonders notwendigen Entschiedenheit gezogen werden.

Heinrich Schurtz ist allzufrüh für die Wissenschaft, die er in seinen letzten Arbeiten so glänzend vertrat, dahingegangen, aber er hat in seinem Buche „Altersklassen und Männerbünde“ (Berlin, Georg Reimer, 1902, 8^o) gezeigt, daß die jetzt von den extremen politischen Parteien und den Propheten der

Frauenrechte von verrannten Ideologen auf Grund zum Teil völlig in der Luft stehender Konsequenzmacherei geforderte rechtliche, wirtschaftliche und politische Gleichstellung der Frau der gesamten historischen Entwicklung nicht etwa bloß in einzelnen Punkten widerspricht, sondern vielmehr — vom Standpunkt des Anthropologen aus — den gesamten natürlichen Daseinsbedingungen und den in diesen historisch begründeten Entwicklungserscheinungen in der Geschichte der Frau geradezu ins Gesicht schlägt.

Natürlich kann diese Entwicklung aber in der falschen Richtung, die sie eingeschlagen, nicht immer und ewig unbehelligt und ungestört weitergehen!

Mag die Ausgleichung beider Geschlechter durch den Ausgleich, den die Kultur mitgebracht hat, auch so weit gegangen sein, daß der ursprünglich von der Natur bedingte Unterschied sich augenblicklich in unserm wirtschaftlichen und öffentlichen Leben in viel zu großem Umfange verwischt hat, die natürlichen Verhältnisse kehren doch immer wieder mit außerordentlicher Wucht zurück, und die nächste Zeit wird in der Beziehung notwendig neue Formeln finden müssen, nach dem die alten Forderungen ihre Unzulänglichkeit für jeden einigermaßen sachverständigen Beobachter aufs klarste erwiesen haben.

Schurtz hat einmal diese Verhältnisse in ganz kurzen Worten dahin zusammengefaßt¹: „Die Frau ist der gegebene Mittelpunkt der natürlichen aus dem Geschlechtsverkehr und der Fortpflanzung entstehenden Gruppen, der Familie, der Mann dagegen der Schöpfer der freien, auf Sympathie beruhenden Gesellschaftsformen; also alles dessen, was das ganze soziale Leben und, auf höher entwickelten Stufen, den Staat bedingt.“ Auf Grund dieser wichtigen und in

¹ Altersklassen usw. S. 50.

diesem Sinne neuen Erkenntnis hatte Schurtz bei einer kurzen, aber überaus wichtigen und gedungenen Übersicht der gegebenen Verhältnisse soviel gewonnen, daß er in seiner Vorrede (S. III) sagen konnte: „Es lag mir ursprünglich ganz fern, eine neue Theorie der Gesellschaftsordnung aufzustellen.“ Der der Wissenschaft leider viel zu früh, schon im nächsten Jahre, 2. Mai 1903, entrissene Forscher befand sich also über die Tragweite seiner neuen Aufstellungen keineswegs in Unklarheit.

Ich weiß es aus Privatgesprächen, daß Friedrich Ratzel, Schurtz und ich darin ganz einig sind, daß die ganze so wichtige Geschichte der menschlichen Wirtschaft in den allerersten Anfängen sich um diesen einen Punkt dreht; daß wir ganz gewiß nicht zu richtigen und vernünftigen Anschauungen kommen können, wenn wir nicht hier für diese neuen Anschauungen die Bahn frei machen.

Überall, wo wir den sogenannten Wilden, den Naturmenschen, auf den unteren Stufen der Entwicklung treffen, sind die Verhältnisse, trotz aller Verschiedenheit im einzelnen, in einem Punkte für den zivilisierten Beobachter abstoßend ähnlich. Und die außerordentlich schlechte Behandlung der Eingeborenen durch die Europäer wird gelegentlich vielleicht durch den Widerwillen gegen diese für uns nichts weniger wie anziehenden Verhältnisse entschuldigt. Der Mann tut überall eigentlich nichts, ausgenommen, daß er hie und da als Sportsmann ein wenig jagt und davon hie und da auch den Weibern und Kindern etwas zukommen läßt. Die Aufgabe, den Stamm durch wirtschaftliche Tätigkeit zu erhalten, ist ein unbestrittenes Privilegium der Frau, in das der Mann nur außerordentlich wenig eingreift. Das ist das allgemeine Urteil, wenn ich die gesamten Verhältnisse in ein

gedrängtes Bild zusammenfassen soll, und darauf kommt es hier allein an.

Die Arbeit, die die Frau zu verrichten hat, ist nun natürlich außerordentlich verschieden, aber sicher zu allen Zeiten und an den allermeisten Örtlichkeiten keineswegs gering zu schätzen.

Die „reiche Fülle“ der tropischen Natur, von der wir nur allzuoft ganz falsche Vorstellungen haben, — eine von den verhängnisvollen Erbschaften der französischen Naturphilosophie des 18. Jahrhunderts, — wird nur an wenigen Stellen wirklich derart reich sein, daß lange Zeit oder immer die Frau nur ganz kurze Zeit zu arbeiten hat und im übrigen demselben Müßiggang huldigen kann, wie ihr Gemahl. Das wird auch weniger bei Naturvölkern zutreffen, wie bei gut- oder schlechtgestellten Halbkulturvölkern. Bei dem großrussischen Bauern z. B., der sich auf den Anbau von Roggen beschränkt, und dessen Viehhaltung und Gartenkultur leider bedauerlich gering ist, werden Männer und Frauen außer der Saat- und Erntezeit, die natürlich viel Arbeit bringt, in den Dörfern, wo keine Hausindustrie vorhanden ist, viel Zeit zu einem beschäftigungslosen Hindämmern haben, aber auch hier wird der Arbeitsanteil der Frauen doch größer sein, wie der des Mannes, weil das Brotbacken wie vielfach anderswo das Mahlen des Kornes weibliche Arbeit ist. So wird es bei zahlreichen Natur- und Halbkulturvölkern der Tropen und Subtropen eine bedeutende Steigerung des Arbeitspensums der Frauen bedeuten, daß sie Reis, Hirse, Durrha oder was es sonst ist, für die gemeinschaftliche Nahrung mühevoll enthülsen müssen, ähnlich, wie die Australierin den Wildgrassamen auf dem Reibstein zerstößt.

Um das auf die Geschichte der ältesten Zeiten

auch bei uns anzuwenden, auch unsere ältesten Vorfahren haben höchstwahrscheinlich oder sicher einen sehr beträchtlichen Teil ihrer Nahrung aus dem Pflanzenreich genommen, und nach allem, was wir vermuten können, wird die Zubereitung eine mühsame Arbeit der Frauen dargestellt haben.

Es ist außerordentlich zu bedauern, daß wir über dieses Kapitel noch so sehr wenig oder, wie man richtiger sagen kann, überhaupt gar nicht unterrichtet sind. Wir müssen die Methoden der Forschung nach dieser Seite geradezu erst noch finden. Ein außerordentlich sachverständiger, in den Ergebnissen hocherfolgreicher Versuch ist leider ganz vereinzelt geblieben.¹ Die allermeisten Prähistoriker werden immer noch darauf eingeschworen sein, die Leute wären Jäger gewesen, und damit die Sache für erledigt halten. Das ist aber ganz unbegreiflich gegenüber der Tatsache, daß Schaber und Reibsteine durch alle Schichten der Steinzeit in solcher Menge verbreitet sind, daß sie sich unmöglich allein durch die Zubereitung von Schabefleisch oder Wildknochensuppe erklären lassen. Zu der letzteren fehlen auch, wie ich glaube, die Belege fast völlig. — Auch hier wird eine Detailforschung künftiger Zeiten, die freilich das Interesse sehr vermehren kann, noch außerordentlich merkwürdige Differenzen und viele nach dem Maße unserer Kenntnisse unlösliche Rätsel aufdecken. Handliche Hypothesen werden hier wahrscheinlich zum großen Teil an die Stelle mit großer Sicherheit, aber geringem Grund konstruierter Gewißheiten treten müssen.²

Gewiß gehörte große Ausdauer und viel Mühe

¹ Netolitzky, Correspondenzblatt der Deutschen Gesellschaft f. Anthropologie. Bd. 31. 1900, S. 61.

² Siehe Note S. 6.

dazu, um z. B. aus Schilfschößlingen eine Art zuckerhaltiges Mehl herauszuschlagen, wie das die Frauen der nordamerikanischen Indianer an den Binnenseen getan haben oder, wie ich das allerdings nur hypothetisch wahrscheinlich gemacht habe, aus der stärke- und zuckerhaltigen Rinde der nordeuropäischen Koniferen mit ein paar Mahl- und Reibsteinen Brot zu bereiten, wie ich das nach dem Beispiel der Finnen und Nordschweden der letzten Jahrhunderte für die alten Einwohner Europas zur Steinzeit für wahrscheinlich halte. Sicher haben wir aber bei den Naturvölkern hier überall diejenige Arbeitsverteilung, die ich im Vorhergehenden ausführlich darlegte und wir werden sie daher mit gutem Grund auch für die ältesten Zustände der Vorstufen der Kulturvölker ebenfalls annehmen können!

Typisch ist dabei die ungleiche Verteilung der Arbeit. Die Frau hat den schweren Teil der täglichen Beschaffung des für den stetigen Unterhalt der ganzen Familie notwendigen Nahrungsquantums, der Mann betreibt neben dem bißchen Jagd die öffentlichen Angelegenheiten, zumal die für seine soziale Stellung notwendige Politik, die wohl schon in sehr früher Zeit durchaus richtig als „Bierbankspolitik“¹ bezeichnet werden kann, und er hat auch außerordentlich viel und häufig Gelegenheit für eine Betätigung im Kunstgewerbe. Die so hochstehenden Leistungen der ältesten Zeiten bei uns gerade in der Kunst erklären sich so außerordentlich einfach, auch wenn wir immer noch nicht so weit gekommen sind, aus dem vorliegenden Material diese wichtigen, in ihren

¹ Ich habe schon vor fast 10 Jahren ein hohes Alter des Biers zu erweisen gesucht und damit Anklang gefunden. Wochenschrift f. Brauerei, XV. Jahrg. 1898, Nr. 34, 26. Aug., jetzt auch Alter der Kultur S. 64 u. 65.

Folgerungen noch gänzlich unbeachteten und unbekannten Konsequenzen zu ziehen.

Ich habe ja selber schon hervorgehoben, und ich will das wiederholen, um nicht zu Unrecht angegriffen zu werden, daß im einzelnen die Verhältnisse außerordentlich verschieden sind und die Entwicklung wie die Geschichte der einzelnen Stämme in den verschiedenen Fällen naturgemäß einen außerordentlich verschiedenen Gang genommen haben kann. Wir werden aber trotzdem doch zu der Erkenntnis kommen müssen, daß diese Entwicklung, die, wie Schurtz das oben anführte, eine so grundverschiedene Begabung von Mann und Frau festsetzt, auf natürlich gegebene Dinge zurückgeht.

Der Mann geht in den allgemeinen Interessen auf, die Frau repräsentiert die Familie. Das werden wir auch für die allerersten Stadien des Menschen auf den allerersten Stufen seiner Entwicklung annehmen müssen! Und die Entwicklung im einzelnen kann das hie und da sehr modifizieren, aber das natürlich Gegebene wird sich immer wieder die Bahn öffnen.

Der Mensch ist nach den Ergebnissen der modernen Wissenschaft oder nach der gültigen Hypothese, das kommt, wie gesehen, fast auf dasselbe hinaus, als das Produkt einer Entwicklung anzusehen. Er hat sich also aus niederen Formen heraus entwickelt. Ich möchte Leuten, die sich durch das Tagesgeschrei, das augenblicklich wieder einmal gegen Darwin und seine Theorie geht, betäuben ließen und meinen, der Darwinismus sei abgetan, mit aller Energie versichern, daß kein Mann der Wissenschaft, der auf dem Boden der modernen Naturwissenschaft ernst genommen werden will, noch an eine Schöpfung im

alttestamentlichen Sinne glaubt. Wir stehen allgemein auf dem Boden einer höher stehenden Hypothese und sehen in der Welt um uns nur das Produkt einer Entwicklung!

Daß es eine Reihe Leute gibt, die auf anderm Boden stehen möchten und sich diese Möglichkeit irgendwie noch vortäuschen, läßt sich nur ethnologisch verstehen, dann aber auch ganz ungezwungen erklären: sie kommen eben über gewisse Voraussetzungen ihrer Gedankenwelt nicht mehr weg, aber an der Gültigkeit unserer Hypothese für uns werden sie damit nichts mehr ändern können.

Ist nun der Mensch nicht geschaffen, so ist er entstanden. Und dann müssen wir in seiner ununterbrochenen Ahnenreihe irgendwo ja einen freilich rein hypothetischen und rein theoretischen Schritt machen, weil wir hier nun einmal doch nur vom Menschen reden wollen. Natürlich schneidet dieser Schnitt aber nicht etwa Heterogenes auseinander. Wir bleiben mit unseren Ahnen in aufsteigender Linie verwandt, sie mögen uns so unähnlich sein, wie sie wollen, und so sind wir denn mit den Menschenaffen, den Anthropoiden, wie sie besser heißen, denn sie haben mit den andern Affen wenig zu tun, blutsverwandt, was wir mit den übrigen Säugetieren nicht in dem Umfange sind. Das ist durch ein völlig unantastbares Experiment von Friedenthal und Uhlenhut bewiesen, denn unser Blut verhält sich eben anders, wie das der andern Säugetiere, verhält sich dagegen dem Blute der Anthropoiden konform.¹

Ich habe nun den Schnitt zwischen dem Menschen und seinen tierischen Ahnen in Übereinstimmung mit andern an die Stelle gesetzt, wo der Mensch die stän-

¹ S. jetzt das Referat: Zentralblatt für Anthropologie. B. XII. 1907. S. 323.

dige, gewohnheitsmäßige Verwendung des Feuers, in der ich die grundlegende Bedingung unserer ganzen Kultur sehe, erlernt hatte. Man könnte nun ja auch etwa von dieser Erfindung des Feuers die erste Arbeit herrechnen, da man meinen könnte, zur ständigen Beschaffung des Feuers gehöre eine zielbewußte Tätigkeit mit einem bestimmten wirtschaftlichen Ziel, und daher könne man hier den Anfang jeder geregelten Tätigkeit, also der Arbeit, sehen!

Ich glaube aber, eine Betrachtung der vorhandenen Verhältnisse der Naturvölker in bezug auf die Herstellung und Bewahrung des Feuers, wird eine andere Auffassung rechtfertigen. Über die erste Entstehung des Feuers sind wir wohl im allgemeinen der Ansicht von den Steinens, daß sie als eine Folgeerscheinung der ersten Bearbeitung des Holzes anzusehen ist, und daß die andern Arten, Feuer zu bereiten, die verschiedenen Feuerschlagmethoden, in dem wichtigsten, dem Anfangsstadium, trotz ihrer gelegentlich sehr großen Bedeutung, nur eine sehr geringe Rolle gespielt haben. Das Feuer ist sicher als eine Begleiterscheinung der Arbeit mit Holz auf Holz aufzufassen und das Feuerbohren somit für diese allgemeinen Betrachtungen der ältesten Zeiten der Menschheit eine Erscheinung von allerhöchster Wichtigkeit. Der Wilde brauchte — es konnte das als Spielerei geschehen — nur einen Stock unter kräftigem Druck auf eine weiche Unterlage wirken zu lassen, so fiel bald glimmender brauner Staub ab, der leicht feuerfangende Substanzen in Flammen setzen konnte.

Wenn aber das Feuer vorhanden war, wurde es unter Umständen solange und so sorgfältig verwahrt, daß diese Arbeit nur in außerordentlich langen Zeiträumen wiederkehrte oder, was ja auch wieder ein Beispiel für die Sucht des Menschen auch auf den

niedrigsten Stufen ist, alles in einen geordneten Gang einzuzwängen: das Feuer wurde in gewissen, mit religiösen Weißen umgebenen Perioden neu entzündet, wo dann alles alte Feuer zugleich erlöschen mußte. Auch hier aber spricht sich — ich glaube, ich kann das mit aller Entschiedenheit, trotz der weitgehenden Verschiedenheit im einzelnen, sagen — eine sehr bestimmte Differenzierung der beiden Geschlechter in bezug auf ihre Stellung zum Feuer aus. Die Frau hat die Rolle, das Feuer zu verwahren und zu bewahren, ich brauche nur an die späte Rolle der Vestalinnen zu erinnern, die unzählige Analogien in der Ethnologie haben, dem Manne fällt ebenso bestimmt die Rolle zu, das Feuer neu zu entzünden, wenn es durch Unglück oder Nachlässigkeit verloren gegangen ist oder mit religiöser Weihe neu entzündet werden muß. Im allgemeinen werden aber dergleichen Ereignisse so selten eintreten, wenn nicht, was gelegentlich ja auch vorkommt, die Herstellung des Feuers so leicht und so gleichgültig geworden ist, daß für jeden gelegentlichen wirtschaftlichen Zweck Feuer angezündet wird, etwa wie unser Bauer sich Feuer für seine Pfeife schlägt oder schlug. Ein Ding für sich ist dann wieder die religiöse Auffassung des Feuers auf Grund der uralten und weitreichenden Anschauungen der Sexualphilosophie, die trotz aller Bannsprüche und trotz des Widerspruches sogar eines Lagarde selbstverständlich existiert und in der dann Mann und Weib in der durch diese Philosophie gegebenen Stellung selbstverständlich funktionieren.¹

An sich kann ja aber natürlich die Gewinnung des Feuers für die Gesamtmenschheit eine lange Periode bedeuten, namentlich, was den Übergang

¹ Nachrichten von der Ges. d. Wissensch. Göttingen 1881, 80, S. 387.

dieser wichtigen Errungenschaft aus der einen Hand in die andere und von einem Erdraum zum andern angeht. Leider sind wir hier auch noch nur außerordentlich wenig darüber unterrichtet, wie wir uns die sozialen Verhältnisse des so neu entstandenen Menschen in diesen niedersten Verhältnissen zu denken haben. Wir wissen über die sozialen Verhältnisse unserer Menschenaffen noch außerordentlich wenig, ich hoffe aber, daß in dieser wichtigen Frage bald positive, entscheidende Schritte geschehen. Über die Richtung, in der der Weg führen wird, ist bei den Fachleuten kein Zweifel. Ähnlich, wie wir die kümmerlichen und kostspieligen botanischen Gärten in Europa durch Versuchsinstitute und -Gärten in den Tropen ersetzt haben, so wird es notwendig sein, einen zoologischen Garten nur für Anthropoiden direkt im tropischen Urwald einzurichten, und für Deutschland wäre hier Kamerun außerordentlich geeignet. Hier werden wir dann über die Familienverhältnisse der Menschenaffen durch Beobachtung direkte Aufschlüsse bekommen, die wir mit denen des Menschen auf den untersten Stufen vergleichen können. Wir werden dann auch erfahren, inwieweit bei den Anthropoiden der Vater für den Schutz von Frau und Kind einzutreten gewohnt ist; wahrscheinlich ergibt sich dann auch hier, daß für die Nahrung der Kinder, und das ist für uns hier der springende Punkt, das Weib allein aufzukommen hat.

Beim Menschen ist jedenfalls auf allen, auch auf den untersten Stufen und in den extremsten Verhältnissen, der Mann der Vertreter des sozialen Prinzips, der Faktor, der die staatliche Organisation in allen ihren verschiedenartigsten Formen repräsentiert und überhaupt die Geschichte einerseits an sich erfährt, andererseits die Geschichte macht. Der Frau fällt dagegen die Sorge für die Familie zu, und aus den

Bedürfnissen der Kinder, besonders in ihren jungen Jahren, und aus den Bedürfnissen der Frau selbst haben wir ohne Zweifel die ersten Spuren einer geregelten wirtschaftlichen Tätigkeit, also überhaupt den geschichtlichen Beginn der Arbeit an sich, abzuleiten.

Der Mensch ist, was die Nahrung angeht, weder ein Fleischfresser noch ein Pflanzenfresser; er ist, wie wir das mit einem nicht gerade sehr schönen Worte ausdrücken, omnivor. — Wo es irgend geht, wählt er seine Nahrung aus dem Tierreich und dem Pflanzenreich zugleich! Wir haben auch dafür unter den australischen Märchen eines mit pädagogischem Charakter. Ein Mann, der seinen beiden Frauen die pflanzliche Nahrung entzieht, indem er ihnen den Reibstein zum Mahlen des Grassamens vorenthält, wird dafür durch den Verlust beider Frauen gestraft¹, denn „bloß von Fleisch kann man doch nicht leben“.

Es ist ziemlich selbstverständlich, daß über das ungeheure Gebiet der Erde hin, durch die Menschheit aller Länder und aller Zeiten außerordentlich verschiedene Nahrungsarten vorkamen und vorkommen. Im ganzen wird sich aber doch aussagen lassen, daß selbst Tschuktschen und Eskimos einen pflanzlichen Zuschuß zu ihrer Fisch- und Fleischnahrung gerne hinzuziehen. Und ebenso ist die absolut fleischlose Nahrung, die die Vegetarier so gerne den Chinesen, Hindus usw. zuschreiben, stark cum grano salis zu verstehen, oder vielmehr cum grano piperis, denn der gehört dazu. Ferdinand v. Richthofen, der hier doch große Erfahrung hatte, hat diesen Punkt

¹ K. Langloh Parker, Australian tales. London 1896. 80. S. 66, dazu auch S. 99 u. 100, wo die Auswanderung der Grassamenreiber geschildert wird.

oft mit mir besprochen, weil er ihn der Chinesen und des Reises wegen stark interessierte. Er war fest überzeugt, daß Reis an und für sich nicht geeignet sei, den Menschen dauernd zu ernähren, wenn nicht sehr starke Gewürze (oder Reizmittel aus dem Tierreich) hinzugefügt würden. Jetzt ist bei uns ja der Curry Asiens genügend bekannt, als daß wir alle eine Vorstellung davon hätten, in welcher Richtung er das meinte. Als Reizmittel aus dem Tierreich fungieren dabei einmal gedörrte Krabben und Fische, auch der berühmte Trepang gehört hierher, dann aber sind es auch allerlei besondere Säfte oder Saucen, die durch Gärung und andere Prozesse hergestellt werden und die bei uns noch nicht eingeführt sind, weil sie sich meist durch einen ungemein kräftigen Geruch auszeichnen, der für europäische Nasen zunächst unüberwindlich ist. Die japanische, aus pflanzlichem Material — Bohnen — hergestellte Soya gibt uns übrigens auch davon schon einen Begriff. Jedenfalls ist dieser Zusammenhang sehr zu beachten. In Amerika findet sich eine schöne Parallele darin, daß der Mais als hauptsächlichstes Volksnahrungsmittel Mexikos und Perus ebenfalls in inniger Verbindung mit dem roten amerikanischen Pfeffer auftritt.

Daß der Mensch jedenfalls auch auf den allerältesten Stufen als omnivor zu denken ist, geht aufs deutlichste aus seiner Stammesgeschichte und aus den Zuständen unserer heutigen Wilden, die die ursprünglichsten Zustände einigermaßen erhalten haben, hervor.¹ Wir finden hier den Menschen, und ganz ähnlich wird es, wenn wir sie erst genauer kennen

¹ Die südamerikanischen Indianer haben wenig Gemüse, (wohl im Gegensatz zu Stärkeknollen u. dergl.), aber sehr viel Gewürze; Martius, Beiträge zur Ethnographie Brasiliens. Leipzig 1867. 8^o. I, 497.

lernen, bei den Anthropoiden sein, auf einen Speisezetteln angewiesen, der ziemlich alles umfaßt, was ihnen in den Weg kommt, in dem aber auch von Anfang an, sehr entgegen den Phantasien der Fanatiker für eine künstlich konstruierte „natur“-gemäße und also „reiz“-lose Lebensweise, Genuß- und Reizmittel durchaus nicht fehlen.

Nach älterem Vorbilde können wir diesen wirtschaftlichen Zustand, der eigentlich noch keine wirtschaftliche Stufe repräsentiert, weil er in der rohesten Form überhaupt alles nimmt, was ihm in die Hände fällt und gar keine Voraussicht kennt, nach einem früheren Vorschlage als den der Sammler bezeichnen. In der reinsten Form wird er kaum irgendwo sich erhalten haben, weil der Mann, wie ich schon früher bemerkte, sich vielfach bald aus der Gemeinschaft mit Weib und Kind loslöst und mehr dem Sport nachgeht, als daß er sich gerade an der regelmäßigen Nahrungszufuhr für die Familie beteiligte. Durch diese Abzweigung des Mannes wird natürlich die Frau ihrerseits um so stärker belastet. Denn die Leistung des Mannes ist zumeist eine freiwillige, die Leistung der Frau zum Teil eine erzwungene. Jedenfalls sind die Verhältnisse sehr oft auch im einzelnen sehr kompliziert und werden jedenfalls, wie alles beim Menschen, durch Gebrauch und Herkommen auch da geregelt, wo wir dergleichen nach unsrer herrschenden Vorstellung noch lange nicht annehmen sollten. So ist es guten Beobachtern¹ bei den Australiern aufgefallen, daß die Frauen immer nur den pflanzlichen Zuschuß ins Lager bringen und als ihren Beitrag zum wirtschaftlichen Unterhalt der Horde abliefern. Tierische Nahrung bringen sie nicht mit, und

¹ Oldfield, Transactions of the Ethnolog. Soc. London New Series III, 1865 S. 277.

sie müssen doch Eidechsen, Schlangen, Frösche, Heuschrecken, Vogeleier und Raupen gelegentlich finden, und das alles ist sonst doch für den Australier eßbare Nahrung. Wie es scheint, gehört ihnen das aber, wenn es nicht Nahrungsmittel in gar zu großer Menge sind, die auch die Männer zur Hilfeleistung bei der Verwertung heranlocken, denn auf eine Schmetterlings-eule, die zu gewissen Jahreszeiten in außerordentlichen Schwärmen auftritt, machen die ganzen Stämme in geschlossenem Bestande mit Mann, Weib und Kind Jagd!

Im allgemeinen scheint es fast, daß Pflanzennahrung allein, besonders wenn nicht viel öl- oder fett-haltige und zucker- oder stärkehaltige Bestandteile dabei sind, zwar den Menschen eine ganze Weile hinhalten können, zumal, wenn von ihm nicht allzu viele und zu große Anstrengungen des Körpers und des Geistes verlangt werden, daß dagegen Fleischnahrung, nach unsern Erfahrungen bei Buschleuten und Negern, wie es scheint ausgesprochen, auch bei nur einmaligem großen Verbrauch, starke Kraftzuschüsse geben kann, die dann eine ganze Weile vorhalten können.

Die „Sammler“ leben also von gemischter Nahrung, d. h., sie nehmen — vergleiche die ungemein lebendige Schilderung Passarges¹ aus dem Leben einer Buschmannsfamilie, wo allerdings leider die Frauen gar nicht mitauftreten, — einfach alles, was sie finden. Wenn sich nun die Männer — die Frauen scheinen das fast nirgends und nie zu tun — der Jagd zuwenden, die als Nahrungsquelle naturgemäß keine

¹ Passarge, Prof. Dr. S., Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten Bd. 18, 1905, S. 194—292, seitdem selbständig. — Die Buschmänner der Kalahari. Berlin 1907, 80. 144 S., 2 Tafeln, 24 Abbild. u. eine Karte.

regelmäßige Zufuhr sichert, dann sind die Frauen also um so mehr darauf angewiesen, ihrerseits dauernd für die tägliche Nahrung zu sorgen. Nur an sehr wenigen Stellen der Welt werden unsere Wilden in Verhältnissen leben, die ihnen jahraus jahrein eine stets fließende Nahrungsquelle gewähren. Das ist fast nur an muschelbewachsenen Felsenküsten der Fall, welche die Ebbezeit bequem abzusuchen erlaubt. Solche Stellen sind nicht viel auf der Erde vorhanden, die riesigen Muschelanhäufungen in Südbrasilien sind ja aber sehr bekannt geworden, und ähnlich hat sich wahrscheinlich die Bevölkerung der älteren Steinzeit an den dänischen Küsten ernährt. Hier haben wohl auch die Männer, nach den Knochen in den Abfallhaufen zu schließen, als Jäger fungiert, sie können ja aber auch mitgefischt haben, während die Feuerländer nicht allein die für sie wichtigste Nahrung, die Muscheln, von ihren Frauen sammeln lassen, sondern ihnen auch das Fischen überlassen, während sie für sich Müßigang und Jagd in Anspruch nehmen.¹

Jedenfalls wird das Verhältnis auf den meisten Stellen der Erde so gewesen sein, daß auf der unteren Stufe der Mann der Frau die Sorge für den wirtschaftlichen Bestand der Familie in einem außerordentlich und für unser Verständnis unbegreiflich hohem Maße aufbürdete. Es bedarf aber keiner Frage, daß die Menschheit an dieser scheinbaren Ungerechtigkeit nicht zugrunde gegangen ist, daß sie vielmehr ihren Weg weiter hinauf verfolgt hat, und wir müssen dabei wahrscheinlich zwei Faktoren in den Vordergrund ziehen.

Das eine ist etwas, worauf wir nachher noch

¹ Bridges, Bulletin de la soc. d'anthropologie de Paris, 3^{me} sér, t. 7, 1884, p. 172.

zurückkommen werden. Es ist der Umstand, daß die Knaben so lange den Frauen beigezählt werden, bis sie durch die Weihe zu Männern gemacht worden und ihnen so entzogen sind. Andererseits ist zu beachten, daß, abgesehen von aller Roheit und Tyrannei, diese wirtschaftliche Rolle der Frau ihr ein gewisses Übergewicht auch unter den schlimmsten Verhältnissen sichert. Diese wirtschaftlichen Verhältnisse spiegeln sich eben, wie das ja mit allen wirtschaftlichen Verhältnissen der Fall ist, in den rechtlichen Verhältnissen immer einigermaßen wieder. Mit diesen wirtschaftlichen Verhältnissen der niedrigen Stufen der Menschheit finden wir daher oft die sogenannte Matriarchie verschwistert, d. h., denn der Ausdruck ist nicht gerade glücklich auf diese Verhältnisse angewendet, eine gewisse Präponderanz des Weibes, die ihm, oder doch, das ist der bei weitem häufigere Fall, als historische Folge der weiblichen Seite ein Übergewicht in der Erbfolge, bei der Verheiratung der Tochter und dergleichen geben.

Wie alle menschlichen Dinge, sind auch diese Verhältnisse außerordentlich entwicklungsfähig, und in extremen Fällen kann es wirklich zu einem Übergewicht des weiblichen Teils und der weiblichen Erbfolge kommen. In den allermeisten Fällen, und auf der untersten Stufe, mit der wir es hier in der Hauptsache zu tun haben, wird die sogenannte Matriarchie aber nicht etwa eine rechtliche Überordnung der Frau bedeuten, sondern vielmehr eine größere Belastung der Frau mit Pflichten. Der Mann ist weniger verpflichtet, die Frau ist stärker belastet, daher fällt mehr auf ihren Anteil, wie auf den des Mannes.

Wie ich also meine, fällt der Frau auf den unteren Stufen die Hauptsorge für die dauernde Ernährung der ganzen Horde zu. Und die Arbeit ist nun in

die Welt gekommen, indem sie sich dieser Aufgabe unterzog und ihre wirtschaftliche Tätigkeit in dieser Absicht regelte, während es dem Manne in so früher Zeit noch lange nicht einfiel, seine Freiheit und den nur durch vorübergehende, mehr sportliche Anstrengungen unterbrochenen Müßiggang zugunsten einer besseren Ernährung seiner ganzen Familie einzuschränken. Denn wir müssen wohl bedenken, daß die psychische Indolenz einmal und die außerordentliche Widerstandsfähigkeit unseres Wilden gegen alle Entbehrungen andererseits dem Manne diese Rolle außerordentlich erleichterte. Dagegen ist hier sicher für die Frau ein Umstand von großer Bedeutung gewesen, und das ist die liebevolle Sorge für diejenigen Mitglieder der Horde, die gegen solche Notperioden am wenigsten widerstandsfähig waren, die kleinen Kinder! Sie mußte sogar, um die allerjüngsten, die auf die Milch der Mutter angewiesen waren, nicht zu verlieren, für sich selber sorgen. Ich glaube doch, diese Verhältnisse sind so einfach, daß die glatte Darstellung genügt, um bei Sachverständigen die Übereinstimmung mit mir hervorzurufen, daß nur etwa so und nicht viel anders sich diese Vorgänge abgespielt haben können, und so die Arbeit in die Welt kam!

Wir können sogar noch etwas anderes vermuten, was uns über die Nahrungsverhältnisse des Urmenschen und des Wilden helleres Licht verbreiten kann.

Der Mann hatte also schon auf einer frühen wirtschaftlichen Stufe in sehr ausgesprochener Weise, die erst viel später durch die weitere Entwicklung der Wirtschaftsgeschichte korrigiert wurde, die Sorge um die tägliche Nahrung für die Horde in sehr großem Umfange auf die Frau abgewälzt, abgesehen von außerordentlichen Anstrengungen in Notlagen. Seine ganze Entwicklung hatte so für die Anschauungen, die wir

Europäer am Ausgange des 19. Jahrhunderts als die allein richtigen anzusehen gewöhnt waren, so kraus und wirr sie waren, eine besonders in einer Richtung sehr seltsame Entwicklung genommen, indem schon auf dieser frühen Stufe und wenn auch noch wenig entwickelt, doch schon soziale Zwecke, die sich in den Nimbus einer religiösen Weihe hüllten, einen außerordentlich großen Teil seiner Zeit, seiner Energie und seiner ganzen geistigen Sphäre in Anspruch nahmen!

Auch über diese Dinge sind wir erst seit aller-kürzester Zeit in wirklich ausreichender Art belehrt. Vor ganz wenigen Jahren wäre die bestimmte Behauptung, das Leben der australischen Eingeborenen, zumal der Männer, zerfiele in zwei völlig getrennte Teile, von denen der Anteil der Religion den größeren ganz allein für sich in Anspruch nehme¹, in den Fachkreisen wahrscheinlich mit allergrößtem Mißtrauen aufgenommen worden. Wir haben eben unsere Anschauungen von der Religion der Naturvölker bedeutend ändern müssen und glücklicherweise vertiefen können, und das kann ja gar nicht ohne gewaltigen Einfluß auch auf die europäischen Anschauungen bleiben.

Zu beachten ist dann freilich hier, was wieder weit von unseren bisherigen Anschauungen abweicht, daß die Männer diesen ganzen, von den stärksten sozialen und von den für ihre Verhältnisse wirksamsten religiösen Instinkten durchwebten Teil ihres Daseins zwar, soviel wir wissen, nach der wirtschaftlichen Seite hin ganz auf die Fürsorge der Frauen begründen, trotzdem aber den Frauen eine, soweit wir wissen, außerordentlich geringe Tätigkeit bei diesen

¹ Siehe Note S. 28¹.

Festlichkeiten zuteilen.¹ Es ist daher äußerst fraglich, ob die Entwicklung der modernen Kultur im 19. Jahrhundert, auf die wir nach gewissen Autoritäten so stolz sein müssen, als eine normale und in den wirklichen Verhältnissen begründete anzusehen ist. Wir waren bekanntlich soweit gekommen, wenigstens vor einigen Jahren — jetzt setzt ja der Kulturstrom in eine andere Richtung um —, daß, wie es uns wenigstens einigermaßen scheinen wollte, die Religion, über die die Männer schon lange hinweg waren, sich nur noch soweit halten konnte, als die weiter zurückgebliebenen Frauen sich von diesem für die Männer längst überwundenen Standpunkt noch immer nicht losmachen konnten!

Der starke Unterschied nun, den Schurtz in der sozialen Rolle der Frauen und der Männer für alle Zeiten festgelegt hat, dokumentiert sich auch in dem Verhältnis beider Geschlechter zu diesen religiösen Veranstaltungen und ihren zahlreichen Anhangs- und Nebenerscheinungen. Die Art und Weise, wie sich eine derartige Feier bei den Australiern beschränkt auf mit religiöser Hitze, ja mit außerordentlicher Inbrunst begangene totemistische Schaustellungen und Tänze, die sich um die Männerweihe der Knaben und ihre Einführung in die besonderen Gebräuche der Männer bezieht, giebt uns dafür ein Beispiel, es zeigt uns aber auch dieses Beispiel wieder, wie außerordent-

¹ Es entspricht dann freilich wieder der Natur des Menschen, der nur in der Inkonsequenz konsequent ist, daß die Männerbünde nach den Sagen über ihre Entstehung vielfach auf Initiative einer Frau begründet werden. Sie fällt dann öfter als das erste Opfer der neuen durch sie begründeten Institution. Schurtz, H., Altersklassen und Männerbünde. Berlin 1902. 8^o. S. 382.

lich wenig wir immer noch von den wirklichen wirtschaftlichen Verhältnissen der Eingeborenen wissen.

Diese Feierlichkeiten führen unter Umständen sehr große Mengen australischer Eingeborenen zusammen, die tage-, ja, wie es scheint, wochenlang zusammenbleiben. Sonst ist nun doch — es ist dies ja eine Erscheinung, die auch bei uns keineswegs erloschen ist, — die Feier religiöser Feste mit der Herstellung besonders ausgesuchter Gerichte verknüpft, die dann auch in besonderer Menge verzehrt werden. Es mag sein, daß die außerordentliche Exstase, in die die Australier bei diesen Feiern geraten, ihren Appetit herabsetzt, es ist das aber keineswegs notwendig. Jedenfalls ist es ein Beweis davon, daß wir auch diese Verhältnisse der Australier immer noch nicht genug kennen, wenn ich zunächst auch noch nicht eine Andeutung davon gefunden habe, in welcher Weise diese Menschenmengen bei den angeblich so außerordentlich zurückgebliebenen Australiern ernährt werden.

Dann geht noch ein anderer Zug durch die ganze Welt, der, so auffallend er dem flüchtigen Beobachter erscheint, sich doch wahrscheinlich außerordentlich schnell dem kundigen Blicke des Forschers als un-
gemein zur Sache gehörig erweisen wird; sehr viele Frauen der Wilden haben außerordentlich mühsame und schwierige Verfahrungsweisen, um zu ihrem bißchen Nahrung zu kommen!¹

¹ Als Beispiel schwieriger Methoden zur Herstellung von Nahrungsmitteln nenne ich die Bereitung der Bohnen von *Castanospermum australe*; sie werden 8—10 Tage geweicht, dann an der Sonne getrocknet, dann geröstet und dann zu grobem Mehl zerstoßen. Von der *Colocasia macrorrhiza* werden die Seitenknöllchen der großen Wurzel gebacken, geschlagen und geröstet, das wird 8—10 mal wiederholt,

Wenn wir uns unter unsern wilden Pflanzen, die bei uns im Walde wachsen, umsehen, so werden wir doch wohl sehen müssen, daß mit ihnen direkt als Nahrung nicht recht viel anzufangen ist. Unser Volk hat sich ja z. B. durch einen Fluch erklärt, warum man von den Erdbeeren nicht satt wird. Ebenso steht es wahrscheinlich mit den andern Früchten. Selbst von Äpfeln und Pflaumen im rohen Zustande kann man wahrscheinlich auf die Dauer nicht leben und auch in gedörrtem Zustande, wo sie bedeutend bekömmlicher und konsistenter werden, sind sie zwar ein außerordentlich gutes Beigericht, verlangen aber eigentlich ein anderes Hauptgericht. Es ist äußerst wahrscheinlich, daß eine ganze Menge Wildgrassamen bei uns gesammelt und gegessen werden könnte. In naturwissenschaftlichen Kreisen ist in der letzten Zeit öfter die Tatsache erwähnt, daß bei uns auch noch heutzutage der Samen des Schwaden- oder Manna-grases, *Glyceria fluitans* L., gesammelt wird, freilich nicht als Notgericht der ärmsten Klasse, sondern vielmehr als ein ziemlich teuer bezahltes Luxusgericht für besondere Gelegenheiten, zumal für die Wochentube der Wohlhabenden.

dann ist der Kuchen gut. Maiden, Proceedings of the Linnean Soc. New-South-Wales. 2^d ser. vol. III, pt. 2 for 1888 Sydney 1889. 8^o. S. 496, 500 u. 501. Die sehr niedrig stehenden Wilden in Kalifornien brieten die Köpfe der Aloe etliche Stunden, dann wurden sie 12—20 Stunden im Loch gebacken, dann erst waren sie gut. Baegert, Nachrichten von Kalifornien. Mannheim 1772. 8^o. S. 123. In Kanada wurde die „Bärenwurzel“ klein geschnitten und 3 Tage und 3 Nächte gekocht, weil sonst giftig. Perrot, sur les mœurs des sauvages de l'Amérique septentrionale. Paris 1864. 8 chapt. XI, 4. Bibliotheca americana III, S. 57. (ca. 1660.) Andere schwierige Methoden bei Otis T. Mason, origins of invention. London 1895. 8^o. S. 189.

Aber auch dieser Grassamen bedarf, ehe er als Grütze gekocht werden kann, einer besonderen Zubereitung, er muß zerstoßen werden und dazu wird er vorher gedörrt. Daß auch unsere Altvorderen all dergleichen Dinge sehr wohl gekannt haben, die zerrieben oder zermahlen werden mußten, geht über jeden Zweifel hinaus daraus hervor, daß wir die Mahl- und Reibsteine, auf denen sie ganz gewiß hauptsächlich diese Operation vorgenommen haben, an den Stellen ihrer Niederlassungen immer wieder in recht beträchtlicher Zahl finden. Ich bin sogar der Ansicht — mit mathematischer Sicherheit läßt sich ja kaum an diesen Dingen irgend etwas beweisen, höchstens das, was damals nicht gewesen sein kann! —, daß der Gebrauch, in Notjahren Baumrinde ins Brot zu backen, den wir in Finnland und Nordschweden finden, durchaus keine Neuerwerbung etwa jüngerer Notzeiten ist, sondern ein Besitzstück uralter Zeiten, das man nur für besondere Gelegenheiten immer wieder aufnimmt.¹

Wenn wir, verführt durch die unerhört günstigen Zustände der letzten Jahrzehnte, diese nur zu oft und sehr mit Unrecht, wenn nicht gar als ein Produkt unserer eigenen Vortrefflichkeit, so doch wenigstens als das nur von fremdartigen Störungen freigehaltene Normaldasein uns anzusehen gewöhnt hatten, so setzen

¹ Die innere Baumrinde essen die Indianer des Gebirges als Leckerei. Al. Mackenzie, *voyages to the frozen and pacific oceans*. London 1881. 4^o. S. 165—306. Die Weddahs essen den Bast mancher Bäume und moderndes Holz mit Honig. Emil Schmidt, *Globus* 65. Bd., 1894. S. 32. Die Sarasins bestätigten die Wichtigkeit dieser Nahrung für die Weddahs. Für unser Märchen wird neben Wurzeln und Beeren plattdeutsch auch die Rinde erwähnt. Wilh. Wisser, *Wat Grotmoder vertelt*, Ostholsteinische Märchen. Neue Folge, S. 53. Jena 1905.

wir uns leider dadurch in den stärksten Widerspruch zu der so ungeheuer anders gearteten Erfahrung der übrigen geschichtlichen Entwicklung der Menschheit. Im geschichtlichen Leben unserer Vorzeit führen vielmehr an sich günstige Perioden bei dem Stillstand oder der doch äußerst geringen Entwicklung der wirtschaftlichen Zustände eigentlich immer durch die Zunahme der Bevölkerung sehr schnell zu Notständen, auch wenn nicht, wie das ja in vieler Beziehung der Normalzustand durch viele Jahrhunderte ist, Krieg, Seuchen und Mißwachs des einen Haupterzeugnisses, des Getreides, Hungersnöte und in ihrem Gefolge die Krankheiten herbeiführen, denen damals alt und jung, reich und arm meist schutzlos preisgegeben waren. Ich glaube, es liegt nun kein Grund vor, anzunehmen, dieser, wie gesagt, nahezu normale Zustand wäre häufiger von so langen Perioden wirtschaftlichen Gedeihens unterbrochen worden, daß nun doch Nahrungsmittel, die in Zeiten günstiger Entwicklung fast gar keine Rolle spielten und scheinbar längst vergessen waren, nicht noch in der drängenden Not des Augenblicks wieder herangezogen wären. Die russischen Bauern haben in den letzten Notjahren vor dem unglücklichen Krieg Knöterichsamen vermahlen und gebacken. Es liegen gute Gründe vor, anzunehmen, daß auch die Pfahlbauern diese fett- und stärkereichen Körner verwandten.¹ Hieronymus Bock² (1550) zählt eine ganze Reihe von Brotsurrogaten auf, die uns zum Teil sehr seltsam anmuten, z. B. die Kätzchen von den Haselbüschen. Elise Lemke gibt aus Ostpreußen eine lange Liste von Dingen, die man in der Not als „Kohl“

¹ Buschan, vorgeschichtliche Botanik. Breslau 1895. 8^o. S. 121.

² Hieron. Bock, Teutsche Speyßkammer. Straßburg 1630. fol. S. 35.

gegessen hat¹, vielleicht Erinnerungen an frühere Hungersnöte, z. B. von 1816—1817 und 1847.

Man muß bedenken, daß in Ländern mit so ausgesprochenem Getreidebau, wie bei uns in Europa in älterer Zeit, wo die Kartoffel das Bild doch ziemlich verschoben hat, die größte Not sich immer erst gegen das Herannahen der Ernte einstellt. Auch von dieser Seite ist eine intensive Gemüsekultur, wie ich sie anderswo empfohlen habe und immer empfehlen werde, durch die frühe Reife außerordentlich vorteilhaft, ganz abgesehen davon, daß sie den Verheerungen des Feindes keine so bequeme Gelegenheit zu weitgehenden Zerstörungen bietet — Melac wollte 1689 einfach die reifen Kornfelder in der Pfalz anzünden! —, dazu kommt, daß der Gartenbau Genießbares schon in viel früherer Jahreszeit liefert wie der Getreidebau, und daß sein vielseitiger Betrieb sich auch extremen Witterungsverhältnissen viel bequemer anpaßt.

Was das Rindenbrot des Nordens angeht², so darf ich wohl bemerken, daß das nicht etwa die Borke der großen Stämme ist, sondern im Gegenteil die innere Rindenschicht der feineren Zweige, die ziemlich viel Stärke und Zucker enthält und darum als Ersatz des Getreides nicht so ungeeignet erscheint, wie wir Kulturmenschen annehmen möchten.

Auch sonst werden wir außer dem Zurückgreifen der Not auf alte Erfahrungen auch noch in gewissen besonderen Nahrungsmitteln der Kinder, die ja bei uns zumeist in der Spielerei stecken, bemerkenswertere Hinweise auf die Nahrung der ältesten Zeiten finden können. Die Tradition von Hand zu Hand ist hier

¹ El. Lemke, Volkstümliches in Ostpreußen. Mohrungen 1884. 80. I, 112.

² E. v. Bibra, Getreide und Brod. 1860. 80. S. 434 u. 463.

außerordentlich wirkungsvoll, und naturgemäß ißt man als Kind manches, z. B. Schlehen und Holzäpfel, wovon die meisten Erwachsenen dann nicht einmal mehr etwas wissen. Wir wußten als Kinder ganz gut, daß die innersten Schosse des jungen Schilfs, das Hasenbrot, wie wir das in Lübeck nannten, ein ziemlich süßes und ziemlich genießbares Hälmchen enthielten. Nun die Frauen der Shoshones sammelten aus ihrem Schilf diese Bestandteile und verfertigten daraus mit großer Mühe und unter Anwendung eines massenhaften Materials Kuchen, die sehr schmackhaft gewesen sein sollen.¹

Immerhin kann ja auch beim Kinderspiel sich einmal eine neu eingeführte Tradition bemerkbar machen, aber weil ein Jahrgang immer den andern Jahrgang, der ihm nachwächst, zulehrt, so kann auch die Tradition ohne äußere Störung ruhig über einige Jahrtausende weggehen.

Im Geiste Schurtz's muß ich hier noch bemerken, daß sich auch in dieser Beziehung Knaben und Mädchen außerordentlich unterscheiden. Die Mädchen, die von Anfang an mit dem Bedürfnis auf die Welt kommen, ihre Pflege jüngeren Familienmitgliedern angedeihen zu lassen, kennen in der Beziehung keinerlei Altersunterschiede, ausgenommen insofern als sie eben mit zunehmendem Alter verständiger und erfahrener werden und ihr Interesse natürlich demgemäß entsprechend wächst. Die Knaben werden immer von dem Bestreben beherrscht, Altersklassen zu bilden, die ihre bestimmten, für die Jahreszeit festgesetzten Spiele haben, an denen sich gewisse Altersklassen beteiligen, darüber hinausgewachsene nicht mehr, zu denen man aber andererseits auch erst die

¹ Nach Coville, bei Otis T. Mason, origins of invention. London 1895. 80. S. 189.

für diese Altersklasse Herangereiften zuläßt. Das wird man auch heutzutage noch auf jedem Dorfanger sehen, und es ist ein unvergängliches Verdienst, daß Schurtz uns auf diese für das soziale Leben und für die Politik so außerordentlich wichtigen Dinge aufmerksam gemacht hat, die ganz gewiß nicht für die Praxis, wohl aber für die Theorie, z. B. für die Erziehung, jetzt scheinbar wenigstens ganz und gar beiseite gedrängt waren.

Um gewollten und ungewollten Mißverständnissen zu begegnen, muß ich auch bei dieser Gelegenheit wieder hervorheben, daß das Bild der Menschheit auch in dieser Beziehung von aller Einseitigkeit freizusprechen ist, daß vielmehr die Verhältnisse der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau und weiterhin zwischen Frau und Knaben außerordentlich verschieden sein können. Es gibt unter den Naturvölkern, wie anderswo, vernünftige und unvernünftige Eltern in größerem und geringerem Umfang. Sicher wird aber diese Teilnahme der heranwachsenden Knaben je nach dem Umfang des Ausmaßes ein wichtiger Faktor für die wirtschaftliche Leistung sein. Auch nach dieser Richtung versagen aber die Berichte fast noch ganz.

Jedenfalls sind aber diese einzelnen andersgearbeiteten Verhältnisse, trotz aller Verschiedenheit für die Hauptsache nicht so entscheidend¹, darin stimmen für mich maßgebende Forscher mit mir überein, daß ich ihretwegen die Hauptlinien meiner Entwicklung einschränken oder gar aufgeben müßte. Ich werde übrigens nachher noch darauf einzugehen haben, daß

¹ Natürlich kocht die Frau meist oder fast immer; daneben gibt es aber nicht bloß männliche Köche im Gewerbe, sondern auch hier und da einen Stamm, wo die Männer kochen. So z. B. die Guatós. Max Schmidt, Indianerstudien in Zentralbrasilien. Berlin 1905. 80. S. 203 f.

für die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonialpolitik diese neuen Gesichtspunkte von geradezu ausschlaggebender Bedeutung werden können, ich möchte aber doch auch hier ihre außerordentliche Wichtigkeit für die wirtschaftlichen Zustände der Naturvölker mit Entschiedenheit betonen!

Im großen und ganzen, denn Abweichungen im einzelnen dürfen uns das Bild nicht stören, sehen wir also in einer eigentümlichen Ausprägung Verhältnisse bei unsern „Wilden“, die allem, was wir nach Analogie unserer Zustände vermuten sollten und was denn auch auf Grund der sogenannten natürlichen Verhältnisse von den älteren französischen „Philosophen“ konstruiert wurde, glatt ins Gesicht schlagen. Hier scheiden also für die dauernde Ernährung der gesamten Horde die kräftigsten Mitglieder sozusagen ganz aus. Dagegen sehen wir die arbeitsfähigen und -willigen Frauen, unterstützt von den heranwachsenden Knaben und, was vielleicht auch ein wichtiger Faktor ist, von den alten Männern, deren Kräfte für den Sport und die anderen Unterhaltungen der Männer nicht mehr hinreichen, die aber dafür den Frauen nicht nur ihre Kraft, sondern auch ihre reiche Erfahrung und, was vielleicht das wichtigste ist, ihre Autorität den Knaben gegenüber leihen können.¹

Also bei diesen Elementen, vor allem in der wirtschaftlichen Tätigkeit der Frauen, müssen wir die Entstehung der Arbeit suchen. Sie haben die zum Teil direkt gar nicht einmal genießbaren Samen, Nüsse und vor allem die Wurzeln, Knollen und Zwiebeln

¹ Ich gebe für diese wichtige Anschauung nur den Beleg eines älteren Berichterstatters, Macgillivray, *voyage of the Rattlesnake*. London 1825. 8°. I, 148. II, 9. Für die Rolle der alten Männer Lumholtz, K., *Unter Menschenfressern*. Hamburg 1892. 8°. S. 234.

in eine Form für die Horde umzuschaffen, die eine dauernde Existenz des Gesamtverbandes auch während den längeren oder kürzeren Perioden des Nahrungsmangels sichert.

Aus diesen Verhältnissen heraus ist, was mich für meine Untersuchungen für die Kulturpflanzen besonders interessiert, ohne Zweifel auch der Beginn der gesamten Pflanzenkultur hervorgegangen, und sicher ist auch hierbei das eine leitende Motiv, das uns so unverständlich erscheint, wenn wir das Problem als zu einfach betrachten, entscheidend gewesen, daß die Nahrungs- und weiterhin die Kulturpflanzen, die die Frauen zu allererst in Pflege nahmen, unter allen Umständen vor der Leckersucht der Kinder, ja vielleicht sogar der Männer geschützt sein mußten. Nur so werden wir uns die große Zahl der direkt ungenießbaren und doch für die Naturvölker außerordentlich wichtigen Nahrungs- und Kulturpflanzen zu erklären haben, von denen der Maniok (vielleicht auch die Kartoffel?) das großartigste Beispiel gibt.¹ Der Gedanke, auf die Zucht einer Giftpflanze die ganze Ernährung eines doch immerhin recht beträchtlichen Bestandteils der Menschheit zu gründen, wird wohl nur so einigermaßen genügend erklärt werden können. Die Wurzeln stecken hier freilich für den Gebrauch fertig reichlich im Boden, es bedarf aber noch stundenlanger mühsamer Arbeit

¹ Über den Maniok siehe Martius, Beiträge z. Ethnographie Brasiliens. Leipzig 1867. 8°. I, S. 20 u. 21. Martius hielt die Kultur für uralt und meinte ein Sinken der Kultur der Indianer zu erkennen. Seine Gründe sind natürlich für uns nicht mehr maßgebend, aber ein außerordentlich hohes Alter der urbrasilischen Kultur wird allerdings durch die Pupunäpalme bewiesen, die kernlos geworden ist, was wir bekanntlich für sehr wenig Kulturpflanzen erreicht haben.

der Frauen, um dem Stamm die außerordentlich wichtige Nahrung zu sichern, die durch die Schwierigkeit des Transports der Wurzeln auf weite Entfernungen hin auch noch außerordentlich gut vor Beraubung durch die Feinde geschützt ist, die aber auch, was für unsere Kulturentwicklung unfassbar, aber auch um so beschämender ist, gegen den Felddiebstahl geschützt ist, weil es den überhaupt nicht gibt. Für die letztere merkwürdige und interessante Tatsache rufe ich die Autorität Martius' zu Hilfe, der das mit großer Energie betont.¹ Ich will hier einfach die schöne Stelle von Heinrich Schurtz einsetzen, der den mit dem Gedankengang nicht so recht Vertrauten, die ganze Sache auseinandersetzen mag.

„Es liegt nahe, an die zu denken, denen in der primitiven Zeit das Sammeln der pflanzlichen Nahrungsmittel oblag, an die Frauen, und die Vermutung wird fast zur Gewißheit, wenn wir auch fernerhin die Weiber das Land bebauen und erst ganz allmählich den Mann beginnen sehen, sich ebenfalls dieser anfangs von ihm verachteten Tätigkeit zu widmen. Lippert ist wohl der erste gewesen, der das klar erkannt hat. In neuerer Zeit ist Karl v. d. Steinen durch die Beobachtung der Schingu-Indianer zu den gleichen Ergebnissen gekommen; die Männer sind hier Fischer, daneben auch Jäger, die Frauen Ackerbauer.

.
Über die Art, wie der Fortschritt zustande kommen konnte, läßt sich natürlich nichts Bestimmtes sagen. Nur das eine wäre vielleicht zu bemerken, daß das schwierigste Problem in diesem Falle nicht dort liegen dürfte, wo man es zunächst suchen möchte, d. h.

¹ Martius, Beiträge zur Ethnographie Brasiliens. Leipzig 1867. 8^o. I, S. 85. S. 86 erwähnt er eine Analogie zur germanischen Rechtssitte, den Faden als Zaun um den Garten,

nicht die Erfindung des Anbaues selbst die Hauptsache war. Daß Pflanzen aus Samenkernen erwachsen und daß es also möglich sein muß, auf diese Weise Nutzpflanzen in bequemer Nähe des Dorfes oder des Lagers zu ziehen, ist eine zu naheliegende Beobachtung, als daß sie einem primitiven Stamm entgehen könnte, der Tag für Tag in der Wildnis umherschweift und keimende Samen wie junge Pflanzen in jedem Stadium des Wachstums zu sehen gewohnt ist. Von den Australiern erzählt wenigstens Grey, daß sie den Nutzpflanzen besondere Schonung widmeten, und selbst Anfänge eines wirklichen Anbaues werden berichtet. Das bei weitem Schwierigste ist die Selbsterziehung, die als Vorbedingung der neuen Wirtschaftsformen zu betrachten ist — auch hier also eine geistige Grundlage anscheinend rein materieller Vorgänge. Bei den Versuchen wohlmeinender Europäer, primitiven Stämmen den Ackerbau beizubringen, hat sich immer gezeigt, daß die größten Feinde der neuen Kultur die damit Beglückten selbst waren. Entweder wanderten die Sämereien und Wurzeln statt auf den Acker kurzerhand in den Magen, oder wenn das Feld unter Anleitung Sachverständiger bestellt war, wurden die jungen Pflanzen halbreif abgerissen und verzehrt, aber nicht der geringste Vorrat für den Anbau zurückgelegt. Wie soll nun gar die schwache Frau eines unkultivierten Stammes die wenigen Pflänzchen, die sie versuchsweise heranziehen will, vor der Eßlust der Männer und dem Übermut der Kinder schützen? Der Versuch mag tausendmal gemacht worden sein, ehe er dauernde Folgen hatte.“¹

Noch ein anderes Beispiel, wie diese Verhältnisse sich in der Wirklichkeit ganz anders abspielen,

¹ H. Schurtz, Urgeschichte der Kultur. Leipzig, Wien 1900. Lex.-8°. S. 240 f.

wie wir sie uns auf Grund eines künstlichen Gedankengangs, der unseren Anschauungen entspricht, allzuleicht denken, will ich geben, indem ich hervorhebe, daß die australischen Urbewohner sich jetzt, doch ohne Zweifel nach dem Vorbild der europäischen Einwanderer, zu einer Art Pflanzenkultur entschlossen haben. Sie haben aber nicht etwa direkt eine der europäischen Pflanzen nach dem Muster der Europäer gezogen, sie haben auch keine ihrer einheimischen Naturpflanzen nun intensiv kultiviert, sie haben vielmehr eine für sie ganz neue, aber eigentlich allerdings uralte, durch die Europäer eingeschleppte Kulturpflanze, den Portulak, der sich als Unkraut oder völlig verwildert an außerordentlich vielen Stellen des Erdballs ausgebreitet hat¹, in einer vom europäischen Ackerbau völlig abweichenden Art verwendet. Sie ziehen die Pflanze auf kleinen Dämmen, wie es im Bericht heißt, d. h. doch wohl in einer an unsere Beete anschließenden Form, und sie benutzen nun nicht etwa die Blätter, was sie von den Europäern immerhin noch hätten lernen können, sondern sie benutzen entweder den von uns verschmähten Samen oder den bei der einen Form des Portulaks besonders entwickelten rübenförmigen Wurzelstock. Leider geht aus dem flüchtigen Bericht, der von der Wichtigkeit, die die Sache für die Theorie unseres Themas hat, nichts weiß, nicht einmal hervor, daß die Kultur, wie es sich ohne Zweifel verhält, von den Frauen, und zwar nur von den Frauen, besorgt wird.

Nach der Ansicht von Ratzel und Schurtz, die ich völlig teile, ist es also die Frau gewesen², die

¹ Proceedings Linnean Soc. New-South-Wales. 2 ser. vol. III, 2 f. 1888. Sydney 1889. S. 539.

² Ähnlich Payne, history of the New World America. Oxford, 1899. 8^o. II, 7. Etwas verschwommen spricht es

unter den schwierigsten Umständen ganz allmählich zu einer gesicherten vegetabilischen Nahrungszufuhr zu gelangen suchte, indem sie sich die ersten Kulturpflanzen verschaffte. Diese ersten Anfänge einer Pflanzenkultur führen zu einer im großen und ganzen doch gut umschriebenen, wenn auch im einzelnen unendlich abgestuften und in sich verschieden ausgebildeten Wirtschaftsform, zum Hackbau.

Der Hackbau verrät jedenfalls an den allerverschiedensten Stellen dem eindringenden Auge des Forschers diese zum Teil uralte und an vielen Stellen der Erde erfolgte Entstehung immer durch das außerordentlich bunte Bild, das er gewährt, auch wenn natürlich gewisse gemeinschaftliche Züge durchgehen. Einer der hauptsächlichsten und ein durch die grundverschiedene Entstehung und Auffassung erklärter Unterschied von unserer Pflugkultur ist jedenfalls die Stellung der Haustiere im Hackbau. Auch dieser Unterschied ist für die Kolonien sehr wichtig. Wir sind gewohnt, daß unsere hauptsächlichsten Haustiere Pferde und Rinder als Arbeitstiere fungieren (die Rinder meist als Ochsen!); das ist aber eine Rolle, die nur in der eigentlichen Pflugkultur möglich ist, im Hackbau finden wir davon gar nichts. Daher ist es auch möglich, daß die außerordentlich ausgedehnte und mit schwärmerischer Liebe — ich habe keinen andern Ausdruck dafür — von vielen afrikanischen Stämmen betriebene Rinderzucht in ganz gleichem Maßstabe bei Stämmen, die ohne jede Bodenkultur sind, vorhanden sein oder mit einem intensiven Hackbau zusammengehen kann. Es kann dann sein, daß sich auch noch wieder ausgesprochene Unterschiede in bezug auf eine sehr ausgiebige oder aber

aus Otis T. Mason, Woman's share in primitive culture. New-York 1894. 8^o. S. 4.

sehr oberflächliche Benutzung der Milch für den menschlichen Haushalt finden.

Auch Schaf und Ziege sind wohl im afrikanischen Haushalt eigentlich nicht in ein bestimmtes festes wirtschaftliches Verhältnis zum menschlichen Haushalt, wie das bei uns ist, getreten. Sie werden vielfach auf der Stufe des einfachen Besitzes steckengeblieben sein, ohne daß von ihrer Nutzung viel die Rede ist und viel erwartet wird. Ich mache ausdrücklich darauf aufmerksam, daß diese Verhältnisse außerordentlich vorsichtig behandelt werden müssen, wenn man das beim Neger ändern will. Selbst beim Huhn, das die Neger ja vielfach in ihren Hütten halten, fällt stellenweise der Gedanke an wirtschaftliche Benutzung fort¹, zumal nach einer echt afrikanischen Vorstellung das Ei dem Neger — wie dem Chinesen die Milch — etwas unreines, für den menschlichen Genuß ungeeignetes ist.

Im übrigen aber können sich die Verhältnisse im Hackbau außerordentlich verschieden entwickeln. Ich habe schon in meiner frühesten Publikation² darauf hingewiesen, daß ich den Plantagenbau wegen seiner großen historischen und wirtschaftlichen Wichtigkeit als besondere Form unterscheiden möchte, obgleich es sich hier nur darum handelt, daß eine höhere, zumeist europäische Intelligenz die Kräfte so und so vieler unselbständiger Hackbauern zu ihren Zwecken vereinigt.

Jedenfalls kann ich mich für die Anerkennung des Hackbaus als selbständige Form auf weitgehende Zustimmung anderer Forscher berufen, besonders auch solcher, die vor mir den Vorteil voraus hatten, daß sie die Naturvölker aus eigener Anschauung kannten;

¹ So ähnlich zu Cäsars Zeit bei den Britanniern, die Gänse und Hühner hielten, sie aber nicht aßen.

² Petermanns Mitteilungen Bd. 28. 1892. S. 12.

während ich mich nur auf literarisches Material stützen konnte.

Zu beachten ist aber unter allen Umständen besonders, daß der Hackbau selbst ein sehr bedeutendes Moment der Entwicklung aus sich selbst heraus bis zur höchsten, auch schon lange von mir als Gartenbau über unserer Pflugkultur angeordnete Stufe in sich trägt, dann aber auch zu einer außerordentlich weitgehenden Differenzierung und Ausgestaltung im einzelnen, je nach der Art und Arbeit und in der Auffassung der Stellung des Arbeiters oder der Arbeiterin neigt.

Naturgemäß wird auf sehr vielen Kulturstufen und an sehr vielen Stellen die Arbeit, wenn sie ihren Zweck erfüllen soll, so anstrengend und so umfangreich, daß bei den steigenden wirtschaftlichen Ansprüchen die schwächeren Kräfte der Frau für das anwachsende Bedürfnis nicht ausreichen. Dann wird der Mann als Aushilfe eintreten müssen neben jener Hilfe der heranwachsenden Jugend, die ich oben erwähnt und von der ich noch weiterhin zu sprechen habe. Wie alles in allen menschlichen Verhältnissen, und zwar auf der männlichen Seite noch mehr wie auf der weiblichen (obgleich der Dichter den Beruf als Hüterin frommer Sitte wohl einmal gerade den Frauen besonders zugeschrieben hat), muß das alles in festen Formen geregelt werden. In der allereinfachsten und außerordentlich verbreiteten Form ist dann die Sache im Hackbau so, daß beim Wechsel des Hackbaufeldes der Mann den Urwald roden hilft. Das ist dann eine Gemeindearbeit mit festlichem Charakter, bei der Tanz und Gesang wohl zumeist eine Rolle spielen und die jedenfalls dem Menschen, wie er nun einmal ist, trotz aller körperlichen Anstrengungen und Mühen, außerordentlich reizvoll erscheint,

weil sie ihm Gelegenheit gibt, seinen Zerstörungstrieb voll zu befriedigen. Wer die letzte Bemerkung für übertrieben hält, braucht nur beim nächsten Abbruch eines Hauses zuzusehen, wie die Maurer diesem tiefwurzelnden Triebe des Menschen sich hingeben.

Wir haben hier im Rahmen des besprochenen Themas natürlich keine Gelegenheit, die wirtschaftlichen Verhältnisse aller Völker und Länder zu durchmustern, ich möchte nur auch diese Gelegenheit benutzen, um auf Verhältnisse hinzuweisen, in denen wir selbst noch stecken, die aber bis dahin ihre richtige historische und rechtliche Würdigung trotzdem keineswegs genügend gefunden haben. Hier herrschen noch, eigentümlich genug, nicht etwa die römischen Verhältnisse, denn die werden nicht viel anders gewesen sein, wie heutzutage die unseren, sondern hier herrscht immer noch die ungenügende und durch andere Anschauungen getrübe und den Verhältnissen im ganzen stets recht wenig entsprechende Rechtsauffassung der römischen Juristen der klassischen Periode.

Besitz und Recht und die Frau.

Wie ich ausgeführt habe, ist der erste wichtige Schritt zu einer festeren Siedelung, der Beginn einer Bodenkultur, aus der Initiative der Frau hervorgegangen.

Wo nun nicht, wie das schließlich in einem allerdings außerordentlich ausgedehnten, aber doch einseitig beeinflussten Kulturkreis (nämlich bei uns!) geschah, die Frau die anfänglich beibehaltene Stellung zur Pflanzenkultur scheinbar verlor, da ist natürlich die rechtliche Stellung von Mann und Frau zumeist nicht in dem extrem patriarchalisch-juristischen Sinn geordnet, wie wir das als normal anzusehen pflegen. Da kann es dann sehr leicht kommen und ist auch häufig genug, daß der Mann wirtschaftlich außerordentlich wenig in Betracht kommt, weil er, wie z. B. viele Neger in West- und Ostafrika, eigentlich nur ausnahmsweise seinem Weibe in der Wirtschaft hilft. Da ist vielfach die wirtschaftliche Suprematie der Frau eine gegebene Tatsache. Nun liegt es aber in dem verschiedenen Verhalten von Mann und Frau auf sozialem Gebiet, daß trotzdem die Neigung der Frauen, sich der Öffentlichkeit zu entziehen und Familie und Haus an erste Stelle zu setzen, und dem gegenüber die ausgesprochene Neigung der Männer, sich als die maßgebende Behörde anzusehen und alle Angelegenheiten vor ihr Forum zu ziehen, mit der

Tatsache abschließt, daß die Frau für den wirtschaftlichen Betrieb der allein wirksame Teil ist und so außerordentlich große Verantwortung trägt, aber rechtlich gar nichts zu sagen hat, weil das öffentliche Recht in den Händen der Männer liegt, die mit politischer und juristischer Tätigkeit so viel zu tun haben, daß sie für den wirtschaftlichen Bestand des Hauses durch eigene Tätigkeit nun nicht auch noch aufkommen können. Würde man die Verhältnisse in Catos des Älteren Häuslichkeit daraufhin untersuchen, so würde man wohl auch zu keinem andern Ergebnis kommen.

Ich möchte es aber immer wieder hervorheben, daß die Verhältnisse im einzelnen rechtlich sehr verschieden sein können, trotz äußerlicher wirtschaftlicher Ähnlichkeit und andererseits ebensogut wirtschaftlich sehr verschieden sein können bei ganz ähnlichen gesetzlichen Zuständen. Schließlich regelt sich ja jedes Haus nach seinen eigenen Verhältnissen in seiner eigenen Weise. Trotzdem ist mir eines von Anfang an markant gewesen, und es ist mir immer wieder markanter geworden. Das ist diese eigentümliche Streichung der Frau als wirtschaftlicher Faktor, die, natürlich ganz äußerlich, auf Grund religiöser und juristischer Gesichtspunkte, die an erster Stelle ja zusammenfallen, in dem ganzen, so ungeheuer ausgedehnten und für uns ja allein maßgebenden Kreise unserer Pflugkultur erfolgt ist.

Ich habe mit Bedauern bemerken müssen, daß diese Hauptwurzel meiner Anschauungen über die Entstehung der Pflugkultur von den Gegnern häufig, sehr mit Unrecht, ganz übersehen wird. Ich werde noch Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen, ich muß aber zunächst noch einmal auf den Unterschied

in der sozialen Stellung von Mann und Weib eingehen und auf das, was ich an Folgerungen für die Vergangenheit und Forderungen an die Zukunft auf dem neu gewonnenen Boden aufzustellen habe.

Wie ich schon einmal länger ausführte, unterscheiden sich Mann und Weib zu allen Zeiten in dem ganzen sozialen Verhalten durchaus. Natürlich wirft das auch bedeutende Schlagschatten auf die ganze gesellschaftliche Entwicklung. Spätere Zeiten, denen dieser sehr wichtige Anschauungskreis nicht mehr so fremd ist, wie uns jetzt, werden daraus noch bedeutende wissenschaftliche und politische Folgerungen zu ziehen wissen. Aber auch wir sind dem Material gegenüber gezwungen, Folgerungen zu ziehen, mögen sie auch der Tagesmeinung, die entschieden für eine politische und wirtschaftliche Gleichstellung von Mann und Frau eintritt, aufs schärfste widersprechen. Dieser schroffe Unterschied in der Stellung von Mann und Weib bedingt nun, wie ich im Einverständnis mit Ratzel und Schurtz durchgeführt habe, schon auf den allerältesten Stufen einen weitgehenden Unterschied in der Behandlung von Knaben und Mädchen. Dieser Unterschied spricht sich selbstverständlich auch im ganzen Verhältnis beider Geschlechter zur Sitte aus, die ja für den sogenannten Wilden, den Naturmenschen, der Faktor ist, der sein Leben von der Wiege bis zum Grabe in feste Bahnen leitet und allezeit regelt, denn, wie ich natürlich nur für ein Publikum, das der Ethnologie fern steht, bemerken will, die traditionelle Freiheit des Wilden existiert nur in den Schriften Rousseaus und ähnlicher Geister. In Wirklichkeit ist der Mensch auf niederen Stufen und in älterer Zeit zumeist viel fester an den Gebrauch und den Zwang der Sitte gebunden, wie wir uns das auch nur entfernt vor-

stellen können!¹ Wie ich schon einmal bei anderer Gelegenheit ausführte, ist auch Freiheit gar nicht ein Ideal des Menschen, den wir im Gegenteil immer nur beschäftigt finden, sich und andern, das letztere freilich oft mit besonderer Vorliebe, Fesseln anzulegen.

Das kommt natürlich ganz besonders zum Ausdruck in der Erziehung, die beim Wilden eine ebenso große Rolle spielt wie bei uns, ja, die eine viel größere Rolle spielen kann, da häufig diese Verhältnisse außerordentlich viel mehr Raum im Leben und in der Gedankenwelt der Naturvölker einnehmen, als je in der näheren Vergangenheit wenigstens und jedenfalls in der Gegenwart bei uns!

Wie ich nun so vielfach hervorgehoben habe, ist die soziale Rolle des Mannes so außerordentlich ausgesprochen, daß sie, wie das ja auch bei uns der Fall ist, in der Geschichte die Rolle des Weibes weit überwiegt. Es ist dafür außerordentlich bezeichnend, daß die Erkenntnis des wirtschaftlichen Übergewichts der Frau auf den untersten Stufen gewissermaßen eine neue, ja eine überraschende Entdeckung der allerneuesten Zeit ist!

Naturgemäß ist auch die ganze Behandlung der Frage nach der Rolle der Frau im wirtschaftlichen Leben und in der Familie für den Ethnologen den Frauen gegenüber außerordentlich viel schwieriger und unser Material außerordentlich viel spärlicher. Macht sich doch naturgemäß auch in dieser Hinsicht das soziale Übergewicht der Männer geltend. Im großen und ganzen wird man, Ausnahmen zugegeben, die Sache so formulieren können, daß die Männer-

¹ G. Th. Fechner, Das höchste Gut. Leipzig 1846. 8^o. S. 36. Andrew Lang, zu Mrs. K. Langloh Parker, Australian Legendary Tales. London 1817. 8^o. Preface p. 16: Custom is the tyrant.

weihe mit möglichst viel Pracht, Geräusch und mit möglichster Öffentlichkeit — abgesehen von den direkten Mysterien — gefeiert wird, daß dagegen die entsprechenden Zeremonien bei den Frauen sich möglichst in den Schleier des Geheimnisses hüllen.¹

Es liegt aber in der Natur der Dinge, daß, wenn der heranwachsende junge Mann fast überall einer besonderen Ausbildung und Belehrung unterzogen wird, das für die heranwachsende Frau in ihrem Verhältnis zu Mann und Kind noch außerordentlich viel notwendiger ist. Diese Verhältnisse genauer zu untersuchen und in die meist sorgfältig verborgenen Geheimnisse einzudringen, schließlich aus dem wahrscheinlich zunächst, wenn es trotz aller Schwierigkeiten endlich beschafft worden ist, verwirrend und erdrückend bunten und vielgestaltigen Material die entscheidenden Leitlinien herauszufinden, die uns zu einer richtigeren Auffassung der Geschlechter führen können, das wird die Aufgabe der Ethnologie der nächsten Zeit sein, eine Aufgabe, die ohne die kundige Hilfe der wissenschaftlich ausgebildeten Ethnologin wahrscheinlich oft ganz unlöslich sein wird! Das wird eine wichtige Aufgabe unserer, nach der einstimmigen Ansicht aller Sachkenner so ungemein wichtigen jungen Wissenschaft sein, deren Stellung zunächst freilich, z. B. im Lehrkörper der deutschen Universitäten, noch außerordentlich bescheiden genannt werden muß. Es wird wohl noch eine ganze Reihe von Jahren dauern, bis ethnologische und volkskundliche Propädeutik und der Besuch eines einschlägigen Seminars als selbstverständliche Anforderung für Juristen und Kolonialbeamten durchgesetzt ist.

¹ Das dem Albertus Magnus zugeschriebene, einst viel gelesene und gedruckte Buch führt den bezeichnenden Titel: *De secretis mulierum*, von den Heimlichkeiten der Weiber.

Freilich wird dann die Welt ein gut Teil verständiger und besser aussehen als jetzt und selbstverständlich werden dann die Forderungen der extremen Frauenrechtlerinnen längst der historischen Rumpelkammer einverleibt sein. Damit soll freilich durchaus nicht etwa gesagt sein, daß dann die Auffassung von Recht und Pflicht für Mann und Frau in allen Stücken dieselbe geblieben sein müßte, wie heute, das ist vielmehr durchaus weder zu hoffen noch zu wünschen.

Also aus der wirtschaftlichen Tätigkeit der Frau ist die Arbeit hervorgegangen und sie ist gerichtet auf die Beschaffung wirtschaftlicher Güter, teils zum augenblicklichen Genuß, teils zur Nutzung in Zeiten künftiger Notlagen. Selbstverständlich ist durch diese Erzeugung über den augenblicklichen Verbrauch hinaus auch der Besitz an wirtschaftlichen Gütern entstanden. Das ist eine unabweisliche Folgerung und sie stellt die geschichtliche Entwicklung dieser Dinge auf eine ganz andere Basis, als sie bis dahin vorhanden war.

Es ist nun nicht meine Absicht, hier auf dieses schwierige und umfassende Kapitel einzugehen, ich will hier nur bemerken, daß naturgemäß diese neue Auffassung nicht ohne weittragende Folgen sein kann für die Auffassung des Besitzes in Theorie und Praxis. Karl Marx hat in seinem Lehrgebäude in sehr großem Umfange die damals für ausschlaggebend angesehenen Folgerungen von Morgan angenommen, der, ohne etwas Eingehendes von den Verhältnissen des Hackbaues bei den Indianern zu wissen, wieder mit Überschätzung des männlichen Elementes sehr weitgehende Folgerungen auf Grund der totemistischen Vorstellungen der nordamerikanischen Indianer abgeleitet hatte. In all diesen Dingen stehen wir nun

auf gänzlich verändertem Boden! Aber wenn auch für Ethnologen kaum noch hervorgehoben werden muß, daß die radikale Heilung aller Ungerechtigkeiten in der Besitzverteilung durch die einfache Aufhebung überhaupt jedes Privatbesitzes weder in der Ethnologie noch in der Geschichte eine, sei es auch noch so schwache Begründung findet, so wird das doch den Massen gegenüber noch lange unwirksam sein. Das ebenso bequeme wie weitreichende Wort von den Entrechteten und Enterbten ist ja demagogisch so außerordentlich brauchbar, wenn auch eine wissenschaftlich ganz ungegründete Phrase!¹

Wie aus den ganzen Deduktionen hervorgeht, lege ich in Übereinstimmung mit allen Fachleuten diese ganzen Vorgänge der Entstehung der Arbeit und der beginnenden Pflanzenkultur zunächst allein durch die Frau in eine außerordentlich alte Zeit zurück, in eine Periode, die fraglos viele tausende von Jahren hinter uns liegt. Denn im Gegensatz zu dem wunderbaren Übergang des streifenden Hirten zum seßhaften Getreidebau, wie man sich das früher vorstellte, sind die Anfänge des wirklichen Hackbaus außerordentlich bescheiden anzunehmen, wie das aus Schurtz's schöner Schilderung ja auch hervorgeht.

Ich habe nun ja eben (S. 63) das außerordentlich wichtige und interessante Beispiel der Australier, die den allerersten Anfang mit der für sie ganz neuen Bodenkultur machten, oben erwähnt. Ich habe eben-

¹ Siehe jetzt dazu das außerordentlich bedeutsame Buch von Rud. Bartels, Lehrbuch der Demagogik. Berlin, Springer 1906. 80. Übrigens schon lange: *pauperes se reclamant exspoliatos esse de eorum proprietate. Capitulare 811, § 2.*

falls oben erwähnt (S. 28/29), daß wir fast von einem glücklichen Zufall sprechen können, wenn sich in zwei Fällen, in dem großen Beispiele Australiens und bei dem auch in dieser Hinsicht merkwürdigen Volk der Buschmänner, Menschen auf einer so niedrigen Stufe erhalten haben, daß sie zwar für besondere Fälle und zu besonderen Zeiten ein gewisses Quantum von Arbeit zu leisten vermögen, daß aber diese Arbeit durch besondere Gebundenheit an bestimmte, ganz aus der wirtschaftlichen Arbeit herausgehobenen Zwecke religiöser Art hier nicht zu Besitz geführt hat.

Es liegt aber nicht in meiner Absicht, hier diese ebenso wichtige wie schwierige Frage des Besitzes weiter zu verfolgen, es ist ja leicht einzusehen, daß auf Grund dieser neu gewonnenen, für die Grundanschauungen doch außerordentlich wichtigen Sätze, die ganze ungeheure Literatur über die Entstehung und gesetzliche Verteilung des Besitzes neu wird durchgegangen werden müssen.

Wir behandeln diese Fragen hier ja nur deshalb, weil es sich dabei um die Arbeit handelt; ist doch selbstverständlich das Ziel der Arbeit, die Erzeugung wirtschaftlicher Güter, immer unlöslich mit der Frage der Arbeitsverhältnisse und der Besitzverhältnisse verbunden. Nun gewährt uns die Menschheit, wie in so vieler Beziehung, so auch in den Arbeits- und Besitzverhältnissen zu allen Zeiten und in allen Ländern ein außerordentlich verschiedenartiges Bild, das stellenweise natürlich weit davon entfernt ist, für unsere idealen Ansprüche ethisch auch nur einigermaßen befriedigend zu sein. Aber wir sind allmählich doch davon zurückgekommen, es mit gelassener Befriedigung hinzunehmen, wie unsere äußerliche, rein materielle „Kultur“ sich in den letzten Jahrzehnten

über Chinesen, Neger, Maori und alle möglichen anderen Stämme als eine gleichmäßig einfarbige, zu-
meist ziemlich gräuliche Tünche ausbreitete und die
Bewohner der verschiedensten Erdteile in Tracht und
Lebensweise, in der Speisekarte und im Anschau-
ungskreis, in körperlichen und geistigen Bedürfnissen
und Fähigkeiten, in Gewohnheiten und Lastern auf
ein und dasselbe Niveau mit uns sogenannten Kultur-
menschen einzuebnen suchte.

Wir haben allmählich gelernt, daß unsere eigenen
Zustände doch nicht so außerordentlich befriedigend
sind, daß wir ihre weitere Ausbreitung unbesehen als
einen Fortschritt und einen Segen ansehen müßten. Ich
habe auch in verschiedenen Publikationen kein Hehl
daraus gemacht, daß ich durchaus nicht auf dem
Standpunkt stehe¹, daß, weil diese Erörterungen not-
wendigerweise auf politisches Gebiet führen, die wahre
Wissenschaft ihre sehr erheblichen Einwendungen
gegen diese Ausdehnung unserer Zustände auf weitere
Kreise höchstens von Mund zu Mund weitergeben
dürfte und sich jeder lauten Äußerung begeben müßte,
nur aus Scheu vor Idealen, die in Wirklichkeit längst
erledigt sind.

Jedenfalls hat meine Energie in der Verkündung
dieser Resultate nicht etwa nachgelassen, weil ich
weiß, daß die Ideale des Liberalismus sich von denen
des Sozialismus nicht etwa durch größere Richtigkeit,
sondern nur dadurch unterscheiden, daß die führen-
den Geister im Liberalismus in der Konsequenz, mit
der sie ihre Ideale durchsetzen, hinter den Sozialisten
zurückbleiben. Ich kann im heutigen Sozialismus nur
eine sehr gefährliche Bewegung sehen, und da ich
ihn nebenbei als auf falscher Grundlage stehend er-

¹ Hahn, Ed., Die Wirtschaft der Welt am Ausgange des
19. Jahrhunderts. Heidelberg, Winter 1900. 80.

kenne, so bekämpfe ich ihn eben bei jeder Gelegenheit, die sich mir bietet, ebensogut, wie seine Vorfrucht, den Liberalismus!

Ich habe mich aber noch gegen eine andere, nicht gerade logische, aber sehr bequeme und deshalb vielfach vertretene Anschauung zu wenden.

Hatte der patriarchalische Despotismus des achtzehnten Jahrhunderts wohlmeinende und gescheite Männer unter dem Eindruck der flachen französischen Naturphilosophie dazu verführt, daß sie eine stärkere Vermehrung des Geburtsüberschusses wünschten, um durch stärkeres Angebot von Arbeitskräften, d. h. durch wachsende Not, ein stärkeres Angebot für die Industrie und so für ihr Interessengebiet eine, wie man damals meinte, erwünschte Ausdehnung des Exporthandels herbeizuführen, so haben auch John Boucherby und Thomas Gradgrind¹ nur allzu häufig den Grundsatz vertreten, die „Hände“, ihre Arbeiter, müßten außerordentlich vergnügt sein, wenn sie alle Werktag ihre regelmäßige Arbeit hätten bei auskömmlichem Lohn (auskömmlich natürlich nach der Ansicht der Arbeitgeber), und weiter hätten sie nichts zu verlangen. Das ist natürlich ebenfalls eine törichte Anschauung, und sie kommt, wenn ich auch nicht leugnen will, daß einige vortreffliche Männer, für die unser Volk den Namen „Arbeitstiger“ erfunden hat, sie wirklich ehrlich vertreten, doch zu meist auf eine recht fiktive Überschätzung der Arbeit hinaus, die an sich schon als ausreichender Genuß angesehen wird, während manche Vertreter solcher Anschauungen dann noch weiterhin sündigen, indem sie für sich die Arbeit als Genuß so überschätzen, daß

¹ Charles Dickens, *Hard times* ist recht aktuell für unsere Zeit!

sie ihren eigenen Anteil daran mit außerordentlicher Bescheidenheit abzumessen wissen.

Betonen muß ich auch hier, daß ich nicht etwa deshalb, weil ich die Anschauungen der radikalen Parteien bekämpfen muß, als Verteidiger der bestehenden Verhältnisse auftreten kann. Im Gegenteil halte ich unsere Zustände für außerordentlich reformbedürftig, ich glaube aber, ich biete durch die neue Auffassung der Entstehung des Besitzes als Produkt der beginnenden Arbeit Reformbestrebungen einen außerordentlich viel besseren Boden, als er bisher vorhanden war. In dieser Form wird sich der Besitz als die notwendige Grundlage der Kultur viel leichter verteidigen lassen als bisher, wo eine große und tätige Partei die Entstehung des Besitzes als durch die erste Okkupation eines Stücks aus dem Gemeinbesitz durch einen Einzelnen entstanden aufgefaßt wissen wollte und so die Wiederherstellung der allgemeinen Besitzlosigkeit sogar durch den Fortschritt der Gesamtheit motivieren und ihn als eine ideale Forderung hinstellen konnte. Ich glaube, so kommen auch bessere ethische Punkte ins Idealprogramm, denn, wenn der Besitz durch die Arbeit entstanden ist, so tritt des Dichters schöne Mahnung erst recht in Wirkung, und der Besitz ist nicht, wie leider heute noch viel zu oft, eine ausreichende Entschuldigung für den Müßiggang, sondern eine dringende Aufforderung zur weiteren Arbeit.

Ich will aber auch das hier nur andeuten, ich will lieber noch zwei eigentümliche Punkte aus dem Besitzrecht unserer deutschen Verhältnisse erwähnen, die beweisen sollen, wie eigenartig fremd wir selbst unserer eigenen Rechts- und Besitzentwicklung gegenüber gestanden haben, wahrscheinlich doch unter dem Banne von Anschauungen, die schon lange so weit

verschwunden sind, daß sie sich jetzt in den Einzelheiten nur mühsam vom eindringenden Blick des Forschers wieder herstellen lassen werden, während wir uns über die Veranlassung dieser Anschauungen noch ganz und gar im Dunkeln befinden.

Der Grundgedanke meiner Arbeit ist der, daß der Mann in der menschlichen Gemeinschaft schon in sehr frühen Stadien neben den vorübergehenden Anstrengungen als Jäger und Krieger seinen hauptsächlichsten Interessenkreis auf sozialem Boden aufbaut und der Frau in großem Umfange die Sorge für die Wirtschaft überläßt. Das ist ja nun in unserer gesamten Kulturmenschheit ganz anders geworden und ist schon in ganz alter Zeit so gewesen. In Ägypten und Babylonien, in Indien und China finden wir, wie bei uns in Europa durch alle Zeiten den Mann als wirtschaftlichen Faktor so außerordentlich im Vordergrund stehen, daß dagegen die Frau, sehr zu unrecht, wie ich schon mehrfach hervorgehoben habe, ganz zurücktritt, ja ganz außer Acht gelassen wird. Das kommt auch in den für unseren Anschauungskreis maßgebenden religiösen Schriften zum Ausdruck. Die babylonische Legende für die Entstehung der Pflugkultur haben wir leider immer noch nicht. Aus Ägypten, das durch seine Pflugkultur nach der Ansicht aller Sachverständigen sich deutlich als eine Tochter, oder, wenn das zuviel sein sollte, als eine Enkelin Altbabyloniens erweist, haben wir auch noch nichts für uns Brauchbares. Dagegen können wir aus der jüdischen Tradition immerhin so viel ableiten, daß die Einsetzung des Getreidebaues mit seinen Faktoren, dem Getreidefelde, dem Korn (wohl der Gerste als ältestem Getreide), und dem Manne als wirtschaftlichen Faktor auch in der Bibel noch durchschimmert.

Auch hier ist jedenfalls das wichtige Faktum erhalten geblieben, das bis dahin wohl freilich ganz unbeachtet geblieben ist, daß sowohl der Garten wie die Frau in ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit ganz und gar beiseite gestellt wird, obgleich, wie ich oben bereits hervorhob, auch unsere Bibel die Existenz des Gartens vor der Einsetzung der Getreidekultur voraussetzt!

In der biblischen Tradition kommen nun so gleich zwei seltsame Anschauungsweisen vereint zum Ausdruck. Einmal die Überschätzung des Gartenbaues nach der idealen Seite hin, indem die Pflege des Gartens — die Bewahrung, wie Luther übersetzt hat — als ein direkt vollkommenes, wie wir sagen würden, paradiesisches Dasein angesehen wird. Auf der andern Seite ist hier, das ist ja die Wurzel der europäischen Anschauung der heutigen Zeit, der Mann direkt zur Arbeit verdammt. Es ist und bleibt das ja eine außerordentlich bedauerliche Tatsache, daß bei uns die Arbeit als Strafe in die Welt kommt und daß für uns wohl der Ackerbau als die von Gott eingesetzte Tätigkeit des Kulturmenschen hingestellt, das zur Ernährung des Menschen bestimmte Getreidefeld aber nicht etwa gesegnet, sondern vielmehr geradeaus verflucht wird. Für den sachverständigen Beurteiler geht daraus unwiderleglich hervor, daß die Redaktion des jüdischen Religionsbuchs in Schriftgelehrtenkreisen erfolgte, die den Zusammenhang mit dem praktischen Leben schon lange vorher verloren hatten. Übrigens war einst auch in jüdischen Kreisen die Legende ausführlicher, wie unsere Bibel sie berichtet. Bei uns in der Bibel wird Adam zur Feldarbeit verurteilt, aber seine Gehilfen bei der Arbeit werden nicht erwähnt. Der Koran hat hier die sachgemäßere Legende, nach der, um hier den Weizenbaum und der-

gleichen beiseite zu lassen, Gabriel Adam die Ochsen, den Pflug und das Getreide brachte und ihn lehrte, wie er das Feld bestellen müßte.¹

Aber auch außerhalb des Kreises der jüdisch-christlichen Legende, in den ja auch für uns vielfach maßgebenden Anschauungen der antiken Welt, ist die wirtschaftliche Stellung des Mannes immer die maßgebende, und die Frau kommt vielfach nur als seine Gehilfin in Betracht, wobei für die antike Welt von größtem Nachteil war, daß die Frau auch aus dieser naturnotwendigen Stellung durch die große wirtschaftliche Bedeutung des Sklaventums noch vielfach verdrängt wurde.

In Wirklichkeit kommt aber im wirtschaftlichen Leben — ich brauche nur auf den Garten und die wichtige Milchwirtschaft hinzuweisen, die von Indien bis Island und von Marokko bis Sibirien neben unserm Ackerbau verbreitet ist — die wirtschaftliche Tätigkeit der Frau denn doch wirklich ungeheuer viel mehr in Frage, als daß sie nur als eine rechtlose und bedeutungslose Gehilfin in Betracht käme! Dabei wollen wir die Rolle der Frau im Leben der milchtrinkenden afrikanischen Rinderhirten und der asiatischen Nomaden hier ganz beiseite lassen.

Es kommt mir hier nur darauf an, zu zeigen, daß zwar die Rechtsanschauungen natürlich stets die vorhandenen wirtschaftlichen Verhältnisse berücksichtigen, weil sie das ja müssen, daß sie aber — und das dürfte immerhin neu sein — oft auf Anschauungen beruhen, die mit den bestehenden Verhältnissen nichts zu tun haben. Juristisch wird bei uns z. B. der Bauer immer der Herr sein, es dürfte aber doch auch vielleicht in interessanten Andeutungen in Recht und Sitte oder in Reminiszenzen, sonst aber wohl recht

¹ Siehe Seite 17.

wenig die wirtschaftlich doch ganz ausgesprochene Tatsache zutage treten, daß der Garten und sein Ertrag unter der Disposition der Bäuerin steht. Rechtsgeschichtlich ist das, nach dem, was ich oben über die Entstehung der Bodenkultur durch die Frau gesagt habe, ja außerordentlich leicht verständlich, denn wenn der Hackbau auch bei uns unendlich alt ist und wenn die Frau auch bei uns schon zur Steinzeit einen Hackbau betrieb, so ist der Garten natürlich auch sehr viel älter als das Feld. Das ist übrigens für die Sachverständigen auch schon lange festgestellt.¹ Denn für den Mohn, den Lein, fernerhin

¹ Ich habe schon die Knöterichsamen erwähnt (S. 5), Gänsefußsamen wurden in Robenhausen massenhaft gefunden (S. 150). Linse, Bohne, Erbse (200—213f.) sind alle in Pfahlbauten gefunden, die für neolithisch gelten. Der Lein (S. 241) reicht auch in jene Zeit und ebenso der Mohn (S. 246 u. 247). Von Kohl und Rüben sind noch keine Spuren vorhanden, aber die Sachkenner zweifeln darum nicht an ihrem außerordentlich hohen Alter, dagegen ist der Pastinak (S. 148) schon erwiesen. Bei der Obstzucht liegen noch ganz besondere Schwierigkeiten vor, auf die ich in meinem hoffentlich nicht allzulange ausständigen Werk über die Kulturpflanzen eingehen werde. Am einfachsten liegt die Sache für den Verbrauch wilder Früchte wie Brombeeren und Himbeeren (S. 189) oder Heidelbeeren (S. 138). Die Kornelkirsche (S. 145) kann wild benutzt sein, ebenso ist auch der Wein noch nicht als Kulturpflanze erwiesen (S. 226). Anders liegen für mich die Verhältnisse beim Obst, bei dem ich die Zucht aus besonderen Gründen viel weiter hinauf setzen muß, wie man das bis dahin getan hat. Pflaumen, Kirschen, Schlehen, die ja auch Kulturpflanzen geworden sind, gehen bis in die neolithische Zeit hinauf. Ich habe alle diese Daten dem wertvollen, außerordentlich praktisch eingerichteten Buche von Georg Buschan, Vorgesichtliche Botanik, Breslau 1895, 8^o. entnommen.

für die Bohne, Linse, Erbse und vieles Obst, z. B. die Kornelkirsche, ist der Gebrauch und wahrscheinlich die Verwendung als Kulturpflanzen schon zur jüngeren Steinzeit festgestellt, besonders aber für die Pfahlbauten ganz unbestritten. Für das älteste Getreide, den Hirse¹, habe ich nicht nur aus Prähistorie und Sage und Märchen, sondern auch aus der einfachen Tatsache, daß er sein Verbreitungsgebiet im Osten und Südosten über Gebiete ausgedehnt hat, die unserer Getreidekultur absolut unzugänglich waren, wie die ostasiatischen Inseln von Java bis Timor, die Philippinen und endlich gar das Gebiet der Ainos im Norden Japans, die Priorität erwiesen, denn für diese Ausdehnung des Anbaus des Hirsen müssen wir notgedrungen ein Alter annehmen, das das unserer übrigen Getreidearten weit übertrifft, auch das der sonst ältesten, der Gerste und der Weizenarten.

Zum Garten und seiner Nutzung gehörten nun aber auch, und zwar ohne Zweifel, schon seit uralten Zeiten und sicher auch bei uns für eine viel ältere Zeit, als man bis jetzt voraussetzte, zwei sehr eigenartige, wahrscheinlich — ich gebrauche das Wort hier im vollen Bewußtsein seines Wertes — heterogene und mitunter doch recht wichtige Dinge: die Obstzucht und die Bienenzucht.

Daß die Bienenzucht ein ganz eigenartiger und ein sehr seltsamer Betrieb ist, glaubt mir natürlich jeder ohne weiteres. Dagegen wird es vielen aus unserem Kulturkreis, der natürlich für einen Wirtschaftsgeographen weder der einzige noch der maßgebende sein darf, in bezug auf unsern Obstbau eigentümlich sein, daß ich zwischen ihm und dem Gemüsebau im Garten einen Unterschied aufstellen möchte. Ich brauche

¹ Hahn, Das Alter der Kultur. Heidelberg 1905. 80. S. 55 u. 59.

aber nur auf den Weinbau hinzuweisen, von dem wir alle wissen, daß er sich zumeist vom Garten ganz unabhängig gemacht hat, um zu erweisen, welche eigenartige Verhältnisse sich hier oft entwickeln können. Natürlich ist auch der Weinstock zuerst im Garten gepflanzt, aber die schwierige und einträgliche Kultur hat ihn in Gebieten stärkeren Weinbaus sehr bald isoliert, während der Islam mit seinem in der Praxis ziemlich durchgeführten Verbot der berauschenden Getränke ihn dann im Orient, wo die Bibel ja Weinberge genug kennt, zum großen Teil wieder in den Verband des Gartens zurückgeführt hat. Doch das nur nebenbei, ich wollte doch auch hier nur darauf hinweisen, wie außerordentlich vielseitig die Verhältnisse sein können und auch sind. Ich habe aber hier Obstbau und Bienenzucht herangezogen, um auf eine sehr eigentümliche wirtschaftliche und rechtliche Entwicklung hinzuweisen.

Die Bienenzucht wird bei uns seit den ältesten Zeiten — von Babylonien weiß ich leider noch nichts — nur durch den Mann ausgeübt, der Bienen- oder Immenvater alleine besorgt die Pflege. Der Ertrag der Bienenpflege, der Honig, der früher, ehe der Zucker kam, wirtschaftlich so außerordentlich wichtig war, geht, soviel ich weiß, immer direkt in die Küche. Die Obstzucht, z. B. das außerordentlich wichtige Pfropfen, liegt auch, wie die Bienenzucht, — wahrscheinlich auch aus Gründen, die uns lange dunkel geworden sind — in den Händen des Mannes, der Obstertrag jedoch gehört der Frau!

Natürlich ist im einzelnen die Entwicklung dieser wirtschaftlichen Anschauungen noch außerordentlich unklar. Aber wir werden doch kaum um eine Erklärung herumkommen können.

Das mögen manchem unbedeutende, ja lächerliche

Kleinigkeiten sein; für mich sind sie außerordentlich interessant, weil sich hier die Arbeit und die durch diese selbe Arbeit geschaffenen Güter im Ertrage so außerordentlich eigentümlich verteilen. Jedenfalls aber scheint mir, wie gesagt, die, auch nach meiner, ja von andern Sachverständigen und Einsichtigen geteilten Meinung, außerordentlich notwendige Reform unserer Besitzverhältnisse sich viel leichter anzubahnen, wenn wir die Arbeit als Quelle des Besitzes ansehen und daher auch Arbeit des Besitzers in der oben charakterisierten Weise als eine notwendige Begründung des Besitzrechtes ansehen.

Die Frau und die Kolonialpolitik.

Ich möchte aber meine Arbeit nicht schließen, ohne noch darauf hinzuweisen, daß diese neuen Anschauungen auch große Bedeutung gewinnen können für ein wichtiges Kapitel der Wirtschaftsgeographie, nämlich für unsere Kolonialpolitik!

Ich habe vor langen Jahren schon darauf hingewiesen, daß die europäische Kolonialpolitik darauf angewiesen ist, ein verstärktes Quantum Arbeit und Produktion von der Bewohnerschaft der Tropen und Subtropen zu verlangen, wenn sich die Bilanz für den europäischen Handel günstiger stellen soll; meine Ausführungen scheinen aber damals, obgleich sie den Beifall vieler Sachverständigen fanden, ohne weitere Wirkung für die Öffentlichkeit geblieben zu sein.¹ Ich habe aber oben ausdrücklich gesagt, die Bewohnerschaft, weil die Frage immer in einem nach meiner festen Überzeugung ziemlich verkehrten Sinn angefaßt wird. Es handelt sich in der Hauptsache gar nicht, wie nun an vielen hunderttausenden von Stellen, in vielen tausenden von Büchern, Aufsätzen und Reden, geschrieben, gedruckt und gesprochen ist, um die Arbeiterfrage. Die tritt vielmehr, auch wenn sie keineswegs ganz verschwindet, außerordentlich zu-

¹ Festschrift, Ferdinand Freiherrn von Richthofen am 5. Mai 1893 dargebracht. Berlin 1903. 40. Hahn, Ed., Zur wirtschaftlichen Stellung des Negers. 13 S.

rück gegen die Frage der Erhöhung der Produktion und des Konsums, bei dem Faktor, der die wirkliche Arbeit in den eigentlichen Kolonialländern, vor allem also in Afrika, leistet, bei der Arbeiterin, der Frau!

Ich kann die Verhältnisse wohl am einfachsten in das nach meiner Meinung richtige Licht rücken, wenn ich einen geschichtlichen Exkurs einschiebe.

Die Entdeckung Amerikas verschob die wirtschaftlichen Verhältnisse der ganzen Welt bekanntlich außerordentlich. Durch die gleichzeitige Entwicklung der portugiesischen Kolonien im Osten und der spanischen Kolonien im Westen und durch den Zustrom einer unerträglich großen Menge rohen Edelmetalls aus Afrika, Mexiko und Peru wurden die Wertverhältnisse auf dem neuen Weltmarkt in der außerordentlichsten Weise erschüttert und verschoben, so daß das arme, plötzlich reich gewordene Spanien diese Krisis bekanntlich niemals überwunden hat, während im äußersten Osten, in Indien und China, die Entwertung der Edelmetalle, besonders die des Silbers, immer noch weiter fortwirkt.

Wie aber die Portugiesen die Vorherrschaft der Araber im Welthandel durch die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien brachen, so verlor auch der Osten sehr bald das ausschließliche Recht auf die Erzeugung der kostbaren Produkte, die wir bezeichnend Kolonialwaren zu nennen pflegen, Zucker und die so kostbaren Gewürze, denen sich bald im amerikanischen Tabak ein neu entstandenes Bedürfnis eines außerordentlich großen Bruchteils auch der altweltlichen Menschheit anschloß. Diese Produkte wurden nun in Ost und West auf Plantagen von europäischen Besitzern gewonnen, und bekanntlich schloß sich sehr bald an die Entdeckung Amerikas jene, in ihren Folgen so außerordentlich bedenkliche und doch von

den edelsten Beweggründen veranlaßte Umpflanzung eines sehr erheblichen Bestandteils der Menschheit, als die wir die Einführung der Negersklaven in Amerika bezeichnen dürfen, an. Wie ich schon früher ausgeführt habe, führte dieser Sklavenhandel zunächst den mit der Zeit um die Wende des 18. zum 19. Jahrhunderts fast vollständig hermetisch gewordenen Abschluß des inneren Afrikas gegen den europäischen Handel herbei. Der Ausgang des 16. und der Anfang des 17. Jahrhunderts hatte Afrika viel besser gekannt als die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Wir können hier aber von der weiteren Entwicklung der afrikanischen Verhältnisse absehen, da es sich für uns hier um die interessante Entwicklung der amerikanischen Verhältnisse handelt.

Spanier und Portugiesen, die damals ja für ein halbes Jahrhundert unter einem Herrscher standen, begannen also im Osten und im Westen Plantagen anzulegen, auf denen sie mit Hilfe farbiger Zwangsarbeiter besonders Zucker für den europäischen Markt produzierten. Aber mit den hohen Werten, die Zucker und Tabak darstellten, begann auch ein rasender Wettlauf der europäischen Nationen in dieser Produktion. Das Resultat war bekanntlich, daß von 1650 ab auf den Inseln Westindiens eine ganze Reihe von europäischen Nationen durcheinander mit Hilfe von Negersklaven Plantagen betrieben. Die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse war dabei, im ganzen genommen, wahrscheinlich außerordentlich ungünstig, besonders ist wohl kaum zu leugnen, daß die Behandlung der Sklaven sich fortschreitend verschlechterte und am Ausgang des 18. Jahrhunderts einen außerordentlichen Grad von Härte, ja von Grausamkeit erreicht hatte. Bekanntlich führten dann die Folgeerscheinungen der französischen Revolution im

französischen Teil der Insel Haiti zu einer völligen Ausrottung und Vertreibung der weißen Plantagenbesitzer namens der allgemeinen Freiheit und Gleichheit. Weiterhin ist ja dann bekanntlich 70 Jahre später, 1861—1865, in Nordamerika noch einmal unter der Vorherrschaft der liberalen Ideen wieder ein furchtbar blutiger und ungeheuer verlustreicher Bürgerkrieg geführt, um die Befreiung der Neger in den Südstaaten durchzusetzen. Hätte denn aber nicht die Entwicklung der Zustände in Haiti jedem nicht durch Parteilagen umnebelten Auge zeigen müssen¹, daß die sogenannte Befreiung der Sklaven, d. h. die plötzliche, völlige, rechtliche und wirtschaftliche Gleichstellung der Schwarzen und der Weißen, für die Weißen kein Glück und für die Schwarzen ein Unglück in Haiti gewesen war und deshalb ebenso in den Südstaaten sein würde, wie sich jetzt immer mehr und immer sicherer durch die Erfahrung herausstellt? Denn wie hatten sich die Verhältnisse in Haiti entwickelt? Trotz alles Phrasennebels, den europäisch „gebildete“ „Diplomaten“ und „Historiker“ um die wunderschöne und so ganz verkommene Insel sich zu hüllen bemühen, sieht der Ethnologe nur, daß die befreiten Sklaven sofort in ihre afrikanische Barbarei zurückgekehrt waren; und wie hätte das wohl anders sein sollen, da der Sprung von den Zuständen, in denen sie waren, zu den Zuständen, die der Liberalismus bei ihnen voraussetzte, ganz und gar unmöglich war, auch wenn für ihre geistige und kulturelle Bildung

¹ Und doch hatte 1790 eine Sachverständigenkommission der englischen Regierung ganz richtig festgestellt, daß der — männliche — Negersklave, wenn man ihn befreie, sicher nicht arbeiten würde. Brougham, Colonial policy. London 1803. 8^o. II, S. 414/415.

und Hebung genau soviel geschehen wäre, wie in Wirklichkeit unterlassen worden war.

Für den Sachverständigen ist also die wirtschaftliche Entwicklung nicht überraschend, der Schwarze hat, unterstützt durch die politische Entwicklung Haitis, die alle Augenblicke eine höchst notwendige Revolution erfordert, das Schaurimachen und das Palavern seiner Vorfahren mit dem neuen Deckmäntelchen des Parteiprogramms und des Leitartikels der führenden Zeitung aufgenommen, seine Frau besorgt die Wirtschaft für den schwarzen Müßiggänger und ihre Kinder und sieht sich durch die äußeren unsicheren Umstände, für die ihr Herr Gemahl schwärmt, gezwungen, ihre Produktion auf das Allernotwendigste für den Mundbedarf einzuschränken, weil jede Vermehrung über den Bedarf hinaus die Gefahr des Verlustes der ganzen Ernte steigert.

Man könnte nun ja die Produktion mit Leichtigkeit nach dem Rezepte des alten Präsidenten oder Königs richtiger Häuptlings Christoph steigern, der seine geliebten Untertanen vor die einfache, richtiger vierfache, Alternative stellte: Entweder für mich Kaffee oder Zucker oder für mich Geld oder für mich Arbeit, oder für dich Prügel; dazu würde aber ein Zwang gehören, der auf die Dauer verrohend auf die Herrschernation wirken müßte. Denn das müssen wir in Zukunft viel stärker in den Vordergrund schieben, wie es bisher geschehen ist, wir müssen nicht nur darauf Bedacht haben, wie wir die niedriger stehenden Völker heben, sondern wir müssen auch durch sachverständige Maßregeln dafür sorgen, daß nicht über dieser Aufgabe die höher stehenden Völker sinken. Wie wir für den Angehörigen der höheren Bildung bei uns gelegentlich die Gefahr des Verbauerns fürchten, so ist draußen die Gefahr außerordentlich viel größer,

daß Engländer, Holländer und Deutsche verindern, vernegern oder verkaffern.¹ Die große, räumlich so außerordentlich ausgedehnte indochinesische Kolonie macht diese Gefahr für den französischen Beamten akut, so daß Frankreich mit einem neuen fürchterlichen Laster, dem Opiumrauchen seiner Offiziere und Beamten, zu kämpfen hat.

Für Rußland z. B. ist die Bilanz bei der innerasiatischen Kolonisation wahrscheinlich außerordentlich ungünstig, indem viel zu große Teile der nicht starken russischen Intelligenz für diese Aufgabe als Beamte, Gouverneure usw. geopfert werden müssen und so einen starken Rückgang des vorhandenen, spärlichen Vorrats an diesen für den Großstaat bitter notwendigen Kräften veranlassen.

Wenn wir erst dieses gewaltige Vorherrschen des weiblichen Elements in der afrikanischen Wirtschaft richtig erkannt haben, dann wird freilich unsere Aufgabe viel leichter sein. Es handelt sich dann wesentlich darum, die Produktion direkt zu erhöhen, indem wir den Konsum zu erhöhen, d. h. die Frauen zur stärkeren Produktion von Artikeln landwirtschaftlicher Herkunft im Austausch für europäische Waren anzuregen suchen. So werden wir einen ganz anderen Kleinhandel in Gang bringen können, und wir werden so ohne Zwang und ohne Härte und ohne dauernden Nachteil für die Bevölkerung erhebliche Steigerung der Konsumfähigkeit und Produktion zugleich hervorrufen, durch einen viel einfacheren und rationelleren Handel, wie ihn der Spirituosenkonsum der Neger, der

¹ Weiße in Indien, die verkommen, sinken past redemption. Rudyard Kipling, plain tales from the hills. London 1891. 8°. S. 327.

Waffenhandel und das jetzige Trustsystem in den Kolonien darstellen.

Das sind Gedanken, die von der jetzt auferlegten Hüttensteuer weit abgehen. Sicher wird aber eine solche Änderung des Systems von sehr wohltätigem Einfluß auf den Neger sein, dessen Anspruchslosigkeit im Interesse der europäischen Zivilisation und Kolonisation möglichst schnell beseitigt werden muß. Ich habe aber immer dafür gehalten, daß das am einfachsten auf dem Umwege über die Frau gelingen wird. Steigern wir die Ansprüche der Frau, so schränken wir auch den zum Teil unsinnig übertriebenen Polygamismus des Negers ein. Jedenfalls ein viel wirksameres Mittel, die Stellung der Frau sicher zu heben, wie irgendein anderes.

Vor einiger Zeit hat ein Holländer die Frage der Sklaverei vom modern ethnologischen Standpunkte bearbeitet.¹ So interessante Details die mit vielem Fleiß und nicht wenig Scharfsinn zusammengetragene Arbeit bringt, so ist doch das Resultat, meiner Meinung nach, ein außerordentlich geringes, indem aus Gründen, die weniger in der Ökonomie des Themas als beim Autor gelegen waren, das außerordentlich vielgestaltige, ja weltumfassende Problem der Sklaverei nur bei solchen Völkern bearbeitet wurde, bei denen die Bodenkultur keine wesentliche Rolle spielt.

Die alten Philosophen nannten dergleichen Behandlungsart „am Binsenhalm nach dem Knoten suchen“ (in scirpo nodus quaeritur).

Denn bei Jäger- und Fischervölkern ist aus ökonomischen Gründen das Vorkommen von Sklaven unbedeutend. Trotzdem hat der tief im Menschen lie-

¹ Nieboer, H. J., Slavery as an industrial system. Haag 1900. 80.

gende Trieb, andere Menschen zu knechten und ihnen seine Vorherrschaft aufzudrängen, selbst in diesen Verhältnissen zum Vorhandensein einer gewissen Sklaverei geführt. Wieviel wichtiger wurde aber die Sklaverei ebenso wie die Vielweiberei durch den Hackbau, als der Besitz von Sklaven oder Frauen dem Herren oder Gatten nicht nur ein üppiges Wohlleben, ohne jede Anstrengung seinerseits, sondern auch, da sich der Handel wahrscheinlich sogar schon vor dem Aufkommen des Hackbaus entwickelt haben konnte, eine reiche Versorgung mit allem, was sein Herz begehrte, sicherte!

Ich habe aber hier nicht den Platz, dies außerordentlich umfassende und wichtige Thema, das eine besondere umfangreiche Arbeit für sich darstellt, so ganz gelegentlich zu behandeln. Denn im Verlauf der außerordentlich alten Geschichte und des ungeheuren Aktionsfeldes der ganzen Welt hat das Problem der Gewinnung der nötigen Handarbeitskräfte eine außerordentlich große Rolle gespielt und außerordentlich verschiedene Lösungen gefunden.

Es ist aber auch gewiß nicht die einzige Frage in der Welt, wie uns Marx mit seinem charakteristisch beschränktem Blicke weismachen will. Denn die Menschheit hat daneben noch eine große Menge anderer Ziele und Interessen.

Wie gesagt, will ich auf das Verhältnis von Frauenarbeit, Polygamie und Sklaverei nicht eingehen, so möchte ich auch die Frage eigentlich nicht tiefer anschneiden, in welcher Weise das Überwiegen der Tätigkeit der Frau in der Wirtschaft das rechtliche Verhältnis zwischen Mann und Frau in Sitte, Recht und Volksauffassung beeinflußt. Aber wir hier in Europa haben die patriarchalische Auffassung, wie ich mit einem sehr weitgreifenden Wortspiel in doppeltem

Sinne sagen kann, in so außerordentlich unberechtigter Weise beibehalten, daß ich denn doch darauf hinweisen möchte, wie sehr eine richtige, den wirklich vorhandenen Verhältnissen entsprechende Anschauung, Dinge, die uns ganz vertraut scheinen, plötzlich in einem ganz andern Lichte zeigen wird. Ich kann mich da nicht nur auf andere gute Beobachter, sondern auch auf meine eigene Anschauung berufen. Wir waren z. B. kaum einigermaßen in die angebauten Strecken des Tessintals vorgedrungen, als es uns unangenehm auffiel, daß die Frauen mit emsigster Emsigkeit bei ihrer schweren Arbeit waren, daß der Teil, der immer Zeit hatte für Neugierde, für den Eisenbahnzug, für ein Geschwätz über Gemeinde, Politik oder Klatsch die Männer waren. Und Bellinzona liegt wenige Meilen von der deutschen Sprachgrenze! Wir waren aber aus einem Ackerbauland in ein ausgesprochenes Hackbaugebiet übergegangen.¹

Das beweist, wie außerordentlich unrichtig Treitschkes Satz ist², selbst in unmittelbar an Deutschland angrenzenden Gebieten. Bei näherem Zusehen wird sich auch für Deutschland selbst wahrscheinlich eine zum Teil recht abweichende Gestaltung feststellen lassen.

Während z. B. im Schwarzwald die Bäuerin nie aufs Feld geht und in der Schweiz sich die Arbeit der Frau — ausgenommen natürlich bei der Ernte — auf die „Plätze“ beschränkt, auf denen die Hackfrüchte

¹ Indolenz of the stronger and industry of the weaker sex stürte in Madeira schon im 18. Jahrhundert die Engländer. Sir Gge. Staunton, account of an embassy to China by the Earl of Macartney. London 1797. 4^o. I, chapt. III. Inhaltsangabe der Kapitel.

² Politik. 2. Aufl. Leipzig 1899. 8^o. S. 240: Das ganz normale Verhältnis, daß der Mann der Ernährer ist.

Kohl, Rüben, Hanf, Flachs usw. gezogen werden, seitdem sich der Platz im oder am Garten für die größeren Ansprüche als zu klein erwies, die jetzt allerdings vielfach mit dem Pfluge hergerichtet werden, wenigstens im Gröberen, während sonst der Spaten das zu besorgen hatte, wird die Frau anderswo auch zur Feldarbeit stark herangezogen, so gibt es selbst im zurückgebliebenen Rußland große Gebiete, in denen die Männer den ganzen Sommer auf Arbeit entfernt sind und den Frauen die ganze Sorge für Saat und Ernte obliegt.

Natürlich können die Verhältnisse im einzelnen sich auch mit andern Dingen komplizieren. Es ist in Frankreich wohl nicht bloß die überwiegende wirtschaftliche Rolle, die in so vielen Dingen die Entscheidung in die Hand der Frau legt, sondern es ist wohl direkt Feminismus, wenn schon in Belgien der Straßenbahnkondukteur z. B. sich beim Ehepaar an die Frau ums Geld wendet.

Wie ganz außerordentlich alte Zustände, die auf Tradition und Wirtschaft beruhen, durch allen Wechsel der Zeiten und der äußeren Verhältnisse hindurch bestehen können, das hat uns so recht Dalmatien und Bosnien gezeigt. Die Rolle der Frau ist hier traditionell außerordentlich eingeschränkt, wozu in Bosnien ja noch seit vier Jahrhunderten der Islam hinzukommt. Aber die Frauen selbst machten eigentlich immer den Eindruck, als wenn das nur eine Art Höflichkeitskonzession wäre und als wenn sie, um eine vulgäre, aber bezeichnende Ausdrucksweise zu brauchen, nicht allein den Knopf auf dem Beutel halten, sondern auch den Hausschlüssel haben. Es sieht ganz so aus, als wenn sich nicht nur in den wirtschaftlichen Verhältnissen, sondern auch in der Sitte, die hier mehr gilt als das Recht, uralte Zustände erhalten, zugleich mit einem uralten Bevölkerungselement, obgleich diese Völker

seit wenigen Jahrzehnten auch politisch als ein Zweig am großen slavischen Völkerbaum fungieren, nachdem die „alte“ Landessprache, die ein unter der Römerherrschaft erlernter, wie es scheint, besonderer Zweig der romanischen Sprache war, in Ragusa bis zur Mitte des 15. Jahrhundert herrschte und auf der Insel Veglia jetzt erst im letzten Vertreter ausgestorben ist.¹ Natürlich werden diese Völker auf Grund dieser, merkwürdigerweise neugewonnenen Daten jetzt von den Herren in Bukarest als unverkennbar rumänischen Stammes reklamiert werden.

Wie ich vorhin bemerkte, haben wir in allerletzter Zeit durch die Ethnologie eine ganz andere und eine außerordentlich vertiefte Auffassung über viele unserer Naturvölker, so die Australier, erhalten, und wir beginnen, wenn auch für den großen Wert solcher Einsicht etwas langsam, wirklich einzusehen, daß die Menschheit auf ihren sehr verschiedenen Kulturstufen, die Rassen, Völker und selbst Stände repräsentieren, tief begründete und historisch durchaus berechtigte Unterschiede aufweist, die, wenn sie nicht durch einen für menschliche Verhältnisse äußerst ungerechtfertigten Zwang, den sich die Menschheit auf die Dauer sicher niemals gefallen lassen darf, beseitigt oder zurückgedrängt werden, jedenfalls niemals irgend etwas, was einer politischen, rechtlichen oder wirtschaftlichen Gleichstellung aller Menschen ähnlich sieht, zustande kommen lassen werden. Es ist sehr bedauerlich, daß diese klare Erkenntnis immer noch nicht weit verbreitet ist, obgleich sie doch der Politik und dem öffentlichen Leben äußerst dienlich wäre.

¹ Matteo Giulio Bartoli, Das Dalmatische. I. Einleitung, Schriften der Balkankommission, linguistische Abteilung. Wien 1906. 40. IV, II Romanische Dialektstudien.

Nur eine mit religiösem Fanatismus äußerst nah verwandte Glaubenswut kann von uns verlangen, wir sollten nur getrostes Mutes uns erst einmal die allgemeine Gleichheit, die höchst widersinnig mit allgemeiner Freiheit verbunden sein soll, gefallen lassen, es würde sich dann schon herausstellen, in welchem Kapitel von Karl Marx' Kapital die erlösende Stelle sich befände, die alle die geringen etwa entstehenden Schwierigkeiten sofort beseitigen müßte!

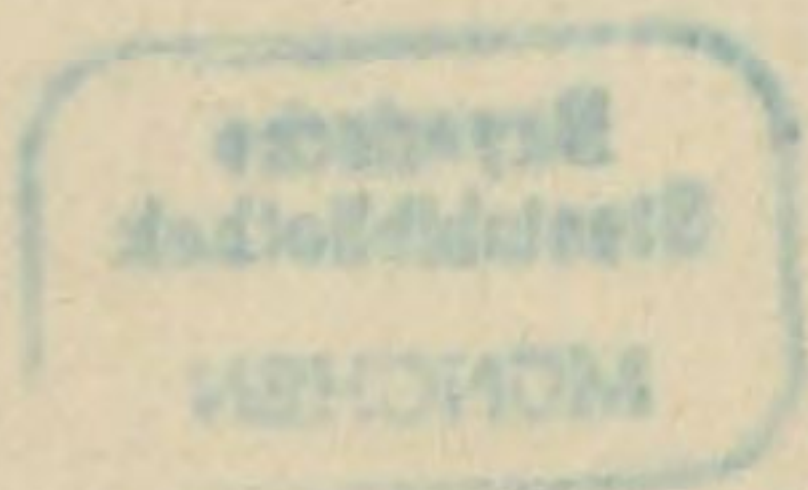
Wie gesagt, macht diese Erkenntnis viel zu langsame Fortschritte und beschränkt sich auf viel zu enge Kreise. Aber sie wird sich ja doch nicht lange aufhalten lassen, es wird auf die Dauer je länger je weniger möglich sein, diese wissenschaftliche Erkenntnis von dem Wesen des Menschen für alle Zwecke der Praxis, z. B. für Politik, Wirtschaft und das ganze öffentliche Leben, einfach beiseite zu setzen.

Zu den wichtigsten Teilen unserer neuen Erkenntnis gehört nun, daß der Wilde, nicht weil er zum Teil weder lesen noch schreiben kann und weil er, abgesehen von Visitenkarten und Glacéhandschuhen, mitunter nicht einmal ein Hemd kennt, notwendig hinter dem Kulturmenschen in der Bildung ungleich zurückstehen müßte. Wir kommen mehr und mehr zur Einsicht, daß vielfach unsere Natur- und Halbkulturvölker, ebenso wie die Völker der älteren Kultur in bezug auf die Ausbildung ihrer Jugend mit größerer Gewissenhaftigkeit vorgegangen sind und darum größere Erfolge erzielten, während die Erziehung der europäischen Kulturstaaten in einer Beziehung außerordentlich zurückgeblieben ist. Diese etwas unangenehme und für viele überraschende Erkenntnis hat uns ganz besonders das Kapitel der Männer-, richtiger Pubertätsweihen, denn es kommt auch das weibliche Geschlecht in Betracht, kennen



gelehrt. Wir sind recht allmählich zu der Erkenntnis gekommen, daß der sogenannte Elementarunterricht unserer europäischen Kulturvölker (noch dazu zumeist bloß aus technischen und besonders finanziellen Gründen) abbricht zu einer Zeit, wo der Mensch für die wichtigsten Dinge in vieler Beziehung noch ganz unfertig ist und nun unsre Jugend der zumeist rein zufälligen Belehrung und Beeinflussung durch den gelegentlichen Verkehr mit Kameraden aus dem eigenen oder dem anderen Geschlecht und endlich dem Einflusse der sogenannten öffentlichen Meinung, der Presse, überlassen bleibt. Hier klafft eine riesige Lücke, deren Ausfüllung nicht bald genug und nicht eifrig genug in die Hand genommen werden kann. Die große Schwierigkeit der Erziehung des Weibes für seine Pflichten als Mutter, die große Lücke, die bei uns für die männliche Bevölkerung der unteren Klassen zwischen der Elementarschule und der zweiten harten und wichtigen Erziehung, der allgemeinen Wehrpflicht, sich auftut, ist in Wirklichkeit aber auch für die gebildeten, zur Leitung berufenen Klassen vorhanden, die bei uns ebenfalls in der wichtigsten Beziehung ganz ohne jeden systematischen Unterricht sind. Das wird man von wenigen Naturvölkern und ebenso von vielen Halbkulturvölkern durchaus nicht behaupten können. Hier ist vielmehr, in der richtigen Erkenntnis, daß diese wichtigen Dinge nicht unbehandelt bleiben dürfen, bei den Pubertätsweihen eine vielfach sehr sorgfältige Erziehung vorhanden.

Diese Ausführungen enthalten vielfach einen schweren Vorwurf gegen die ja in vieler Beziehung sicher von ehrlichen und tief fühlenden Männern geleitete Mission unter den Heiden. Man wird auch kaum entscheiden können, welche der Konfessionen hier, natürlich zum größten Teile



ganz unbewußt, den größeren Schaden stiftet. Der Katholizismus hat den Vorteil einer gewissen Naivität und einer ja unter vielen Umständen außerordentlich wirksamen Anpassungsfähigkeit. Gegen sich hat er den ungeheuer großen Nachteil, daß er aus gewissen, für die Wissenschaft leicht begreiflichen Gründen, die er aber nicht zu seinen Gunsten geltend machen kann, weil er von der Wissenschaft nichts weiß und nichts wissen will, das für den natürlichen und gesunden Menschen unnatürliche Zölibat für eine höhere Stufe hält und halten will, und so Lehrer und Lehrerinnen über Dinge lehren läßt und Entscheidungen treffen läßt, während sie doch die Dinge, um die es sich handelt, gar nicht kennen dürfen.¹ Und unser Protestantismus steht auch nicht auf einer viel höheren Stufe, weil er ein Eingehen auf alle diese Dinge als außerhalb seiner Sphäre oder vielmehr unter ihr liegend mit einer unerfreulichen Naivität ablehnt.

Das ganze Kapitel hängt aber mit meinem Thema über die Arbeit, gerade in bezug auf die Entwicklung unserer Kolonien aufs engste zusammen, weil die Erziehung, z. B. des Negers, zu den Pflichten des öffentlichen Lebens, die ihm sein künftiger Beruf als Hausvater auferlegt, eine öffentliche Angelegenheit ist, wie sie wahrscheinlich auch bei uns einmal sein wird.

Es wird — Ansätze, die bei uns vorhanden sind, zeigen das — auch bei unsern Mädchen nicht anders kommen.

Zu dieser Ausbildung im öffentlichen Interesse und auf öffentliche Kosten — denn meist gestaltet sich die Sache auch so — kann nun mit Recht eine längere Periode der Entwicklung verwandt werden. Ein sachverständiger Blick in unsere Kulturgeschichte,

¹ Z. B. Cathreins Moralphilosophie trotz aller Mäßigung.

auch die unseres Mittelalters z. B., wird uns die klare Erkenntnis erweisen, daß trotz alles Familiensinns der Mann eine Erziehung im öffentlichen Leben für das öffentliche Leben haben muß. Müßiggang ist aber aller Laster Anfang, das werden wir auch anderswo bei genauerem Hinsehen als Maxime finden, und so werden wir sehen, daß zur Erziehung der jungen Männer oder der Knaben, die junge Männer werden wollen, hie und da ein nicht unbeträchtliches Stück Arbeit für kürzere oder längere Zeit gehört. Vielen von uns ist ja bekannt, daß z. B. die Kruneger von größter wirtschaftlicher Bedeutung für Westafrika sind, weil bei ihnen die öffentliche Sitte verlangt, daß der junge Mann ein paar Jahre außerhalb arbeitet, um erst, wenn es ihm seine soziale Lage erlaubt, mehrere Frauen für sich arbeiten zu lassen, sich auf die politische Tätigkeit und den Müßiggang zu beschränken.

Hier, meine ich, haben wir eine andere Handhabe, um den Neger in seinem und in unserm Interesse zu einem größeren Quantum Arbeit zu veranlassen, und so das Netz der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen ihm und uns zu verdichten.

Man kann ja auch auf dem Wege helfen, daß man auf administrativem Wege die Seßhaftmachung und den Verzicht des Mannes auf die Beteiligung an der Arbeit seiner Frauen auf eine vernunftgemäße Stufe hinausschiebt, um so auch wieder eine größere Produktion zu erzeugen. Ich sehe hier jedenfalls einen Weg, um eine geregelte Zufuhr von Arbeitern für unsere Plantagen zu beschaffen. Ist bei uns die Sachsengängerei eine außerordentlich bedenkliche Erscheinung, so wären afrikanische Wanderarbeiter, die in verhältnismäßig gleichmäßiger Zahl und aus bestimmten Gebieten, so daß man seine Leute kennt und sie damit besser in der Hand hat und so daß auch sie ihre

Arbeitgeber kennen und zu ihnen Vertrauen haben, auf unsere Plantagen kommen, wahrscheinlich sehr erwünscht. Ich glaube, das wäre ungefähr die von den Kennern der Plantagenarbeit als die beste anerkannte Lösung der Arbeiterfrage. Natürlich kommt auch hier vieles auf die leitenden Persönlichkeiten an, auf das Vermeiden sehr gefährlicher Mißgriffe, zu denen ich von Anfang an den Versuch rechnen würde, dergleichen Dinge durch papierene Verordnungen von Gouvernements wegen zu regeln.

Schluß.

Ich sehe voraus, daß ich von den Leuten, die durch ihre politische Stellung dazu gezwungen werden, ganz gewiß, wahrscheinlich aber auch von anderen wohlmeinenden Leuten mißverstanden werden muß, weil mein ganzer Gedankengang von den herkömmlichen politischen Vorstellungen, in denen sich unsere Gedankenwelt seit J. J. Rousseau bewegt, außerordentlich weit abweicht. Ich will auf alle Fälle daher in wenigen Worten eine kurze Zusammenfassung meiner Resultate geben.

Die Entstehung der Arbeit ist, für das Menschengeschlecht im allgemeinen, wahrscheinlich an vielen Stellen der Erde und wahrscheinlich auch durch eine große Zeitperiode hin verstreut aufgetreten, überall aber ist sie hauptsächlich auf die wirtschaftliche Tätigkeit der Frau zurückzuführen und auf die durch diese Arbeit der Frau erzeugten Güter geht am Anfange und in der Hauptsache die Entwicklung der menschlichen Besitzrechte zurück. Ich will übrigens damit gar nicht leugnen, daß es vorher gewisse lose Besitzansprüche gegeben hat, z. B. eifersüchtig gehütete Jagd- und Fischereirechte einzelner Stämme innerhalb gewisser Grenzen, wie bei so vielen Tieren.

Aber mit der Arbeit und der großen Masse neuer wirtschaftlicher Güter gewann der menschliche Besitz ein ganz anderes Aussehen.

Selbstverständlich kam mit dieser Art Besitzerzeugung auch eine neue Form des Unrechts, Zwangsarbeit und Sklaverei, in die Welt. Die ethische Aufgabe der nächsten Zeit wird es nun sein, eine bessere Verteilung des Maßes von Arbeit und Besitz, von Muße und Genuß zu sichern, als wir sie jetzt haben. Das ist ein anderes Programm und ein besseres, wie der dialektisch zugespitzte Gegensatz von Arbeit und Kapital. Im übrigen werden wir, wenn wir unsere Zustände möglichst gut ordnen wollen, vermutlich mit gutem Grund absehen von einer allgemeinen Gleichberechtigung und weitgehender Freiheit jedes Einzelnen, mag er noch so ungebildet, töricht und widerwillig sein. Ebenso werden wir absehen müssen von dem radikalen Unsinn einer völligen politischen und wirtschaftlichen Gleichstellung von Mann und Frau in Pflicht und Recht. Endlich werden wir am weitesten kommen, das kann ich auf Grund meiner Fachstudien über Kulturpflanzen und Haustiere mit größter Gewissensruhe behaupten, wenn wir bei dem guten alten Grundsatz bleiben: Art läßt nicht von Art, und wenn wir von den Leuten guten Schlages deshalb größere Leistungen verlangen, wie von Leuten gewöhnlicher Art, im übrigen aber die Einzelleistungen hervorragender Männer willig anerkennen und für solche Einzelnen, sie mögen herkommen, woher sie wollen, in jeder Beziehung die Bahn frei machen, dann aber später auch entsprechende Leistungen von ihnen verlangen.

Freilich müssen wir dann auch, was im heutigen Leben noch ganz fehlt, Einrichtungen treffen, die unsere Geburtsaristokratie, die ich vom Fürstenhause bis zu mancher Tagelöhnerhütte rechne, berechtigen und verpflichten, für den wirksamen Ausschluß unbefähigter, also auch unberechtigter Ele-

mente zu sorgen. Hat man einmal den Schnitt gemacht durch die Vorstellungen der Vergangenheit, wie ich dies getan habe, so ist ein solches Programm der Herstellung einer wirksamen Sozialaristokratie, die gegründet ist nicht auf Ansprüche, sondern auf Leistungen, außerordentlich einfach.



Register.

Ackerbau, 10/11.
—, s. Pflugkultur.
— im Koran 17, 80/81.
— als Strafe 10/11.
Adam und Ackerbau, 17, 81.
Afrika, durch den Sklavenhandel verschlossen 88.
Albertus Magnus 72.
Aloe, Kalifornien 53.
Altersklassen der Knaben 57.
Amerika, Sklavenbefreiung 89.
— ohne Hirtenstufe 18.
Anbau, neuer, Australien 63.
—, von Frau erfunden 60.
Anthropoiden und Mensch 39.
—, Speisezettel 45.
— -Garten vorgeschlagen 42.
Anthropologie und Gleichheit 3.
Arbeit, Entstehung 12, 49.
—, d., durch die Frau 34/35, 43.
—, Mann u. Frau 75.
— erzeugt Besitz 78.
— ohne Besitz Australier 24.
— u. Rhythmus 1.
— im Tierreich 4.
Arbeiterpartei u. Arbeit 3/4.

Arbeitstrieb 5.
Australier, Arbeit u. Religion 24, 75.
—, Mann u. Frau verschieden 45.
—, Männerweihen 27, 52.
—, Märchen 25, 26, 71.
—, neuer Anbau 63.
Bärenwurzel, Kanada 53.
Bartels, R., Demagogik 74.
Bastian, Völkergedanke 3.
Bauer u. Bäuerin 81.
Bäuerin 94.
Besitz 68.
—, Produkt d. Arbeit 24f., 78.
— -verhältnisse Neu-Guinea 15.
Bienenzucht 83.
Bier, älteste Zeit 37.
Blutsverwandtschaft des Menschen u. d. Anthropoiden 39.
Bock, Hieronymus 55.
Bodenkultur, Vorstufen 23.
Bohne 82.
Britannier, Geflügel nicht gegessen 65.
Brotsurrogate 55.
Buschan 82/83.
Buschleute 8, 75.
—, Passarge 46.
—, Haus 28.
—, Kunst 21.

- Cato 69.
China ohne Milch 18/19.
— glaubte an absteigende Entwicklung 9.
Chinesen, keine Vegetarier 43.
Christoph, Präsident 89.
Colocasia 52.
Curry 44.
Dänemark, Abfallhaufen 47.
Dalmatien, Frau in D. 95.
Dalmatische Sprache 96.
Darwin und d. Entwicklung 30.
Demagogik 74.
Dickens 77.
Drei-Stände-Hypothese 16.
Dualismus in d. Religion 10.
Eier, Neger ißt sie nicht 65.
Eigentum im Tierreich 4, 152.
Enterbte 74.
Entwicklung, aufsteigend, absteigend 8/9.
Erbse 82/83.
Ethnologie und Gleichheit 3.
— u. Universität 72.
Faden, um Garten 61.
Feminismus, Frankreich 95.
Feuer und Arbeit 40.
—, Holzarbeit nach v. d. Steinen 40/41.
— u. Mann u. Weib 39/40.
— u. Menschheit 40/41.
Feuerland, Männer fischen nicht 47.
Fleisch, nur v. F. kann man nicht leben 43.
— -lose Nahrung 43.
Frankreich, Feminismus 95.
—, Opium 91.
Frau, Anbau d. Nahrungspflanzen 21, 61.
—, Arbeit 75.
—, Besitz u. Recht 68.
—, Dalmatien 95/96.
—, Erziehung 100.
— u. Feuer 41.
— u. Garten 80.
— u. Kolonialpolitik 86.
— u. Mann, Schurtz dazu 51.
—, Männerbünde von F. erfunden 51.
—, Mittelpunkt der Familie 33.
—, b. d. Naturvölkern 34.
—, Pflicht und Recht 48.
—, durch Pflugkultur ausgeschaltet 69.
—, Pubertätsweihen 72.
—, als wirtschaftlicher Faktor vernachlässigt 6, 69.
Frauenfrage 32.
—, Rousseau dazu 30.
— -rechte 33.
— -rechtlerinnen 73.
Frazer 13.
Freiheit der Naturvölker 70.
Friedenthal 39.
Gabriel im Koran 17, 81.
Garten, älter als Pflugkultur 17.
— u. Frau 80.
— im Paradies 80.
— -Diebstahl 61.
Geschlechter, Annäherung 33.
Getreide 10 f.
—, nicht immer Hauptsache 22, 23.
— -nahrung u. Frau 35.
— -bau 79, 83.
Gleichheit der Menschheit u. Wissenschaft 3.
Glyceria 53.
Grassamenreiber, Australien 43.

Großrussische Bauern,
Frau und Mann 35.
Guatós Köche 58.

Hackbau 64.
— u. Haustiere 64.
—, Männer faulenzten 94.
—, Vielweiberei 92/93.

Haiti 89 f.

Hasenbrot 57.

Haus u. Tempel 28.

Haustiere im Hackbau 64.

Hexenprozesse 10.

Hirse 83.

Hirt 8, 14, 74.

Hirtenvölker 20.

Honig und die Küche 84.

Howitt, Australier 25.

Huhn, Neger, Britannier 65.

Humboldt u. Amerika 17,
18.

Hüttensteuer 92.

Hypothese, ihr Wert 6.

Jäger, Hirt und Ackerbauer
7/8.

Japan u. China 9.

Jevons 13.

Immenvater 84.

Indianer, lebt nicht nur
von der Jagd 18.

Jugenderziehung 97.

Kalifornien, Aloe 53.

Kamel 20.

Kanada, Bärenwurzel 53.

Karte der Wirtschaftsformen
zitiert 65 Note.

Kipling, Rudyard, 91.

Kirsche 82.

Knaben helfen den Frauen
48, 59.

—, Altersklassen 57.

Knöterich 55, 82.

Kohl 82.

— Ersatz 55.

Kolonialpolitik 86 f.

Koran und Ackerbau 17, 81.

Kornelkirsche 82.

Krähenstaat nach Milton
6/7.

„Kultur“ 75, 76.

Kunst, Buschleute 21.

—, Steinzeit 21, 37.

Lagarde 4.

Lang, Andrew, 13, 71.

Lein 82.

Liberalismus 76.

Linse 82/83.

Lumholtz 59.

Lyell 12.

Mahl- u. Reibsteine 54.

Mais u. Pfeffer 44.

Maniok 60.

Mann u. Feuer 41.

— u. Frau, Arbeit 75.

— u. Frau bei den Natur-
völkern 34.

— u. Frau, Schurtz dazu 51.

— u. Frau in der Pflugkul-
tur 69.

—, kocht 58.

—, Kunstgewerbe 37.

— rodet Urwald 66.

—, Schöpfer des sozialen
Lebens 33.

—, Sportsmann 22, 45.

— in der Wirtschaft im
Vordergrund 79.

Männer, alte 59.

Männerbünde, von Frau
erfunden 51 f.

Männerweihe 26/27, 71/72.

Märchen der Australier 25,
26, 71.

Martius, von 60/61.

Marx 73, 93, 97.

— u. Morgan 7.

Mason, Otis T., 64.

Matriarchie 48 f.

Mauren am Senegal 14.

Mensch, Beginn 39.

— u. Feuer 39/40.

- Mensch, Omnivor 43.
 —, Pflanzennahrung 46.
 —, Produkt einer Entwicklung 39.
 —, Zerstörungstrieb 66/67.
 Menschheit u. Feuer 41/42.
 Milch 18/19.
 Milton u. Barbarenstaat 6/7.
 Mission 98.
 Mohn 82.
 Morelly, le jeune, 11.
 Morgan 7, 73.
 Muschelnahrung 47.

 Nahrung, tierische, bringt Mann 45.
 Nahrungsmethoden, schwierige 52.
 Nahrungsverhältnisse des Urmenschen 49.
 Natur, tropische, ihre „Fülle“ 35.
 Naturvölker u. Religion 50.
 Neger 87 f.
 —, Eier 65.
 —, Haustiere 65.
 Netolitzky 36.
 Neu-Guinea 5.
 Nietzsche 3.
 Noah 17 Note.
 Nomaden 19/20.
 Nordamerika, Sklavenbefreiung 89.
 —, Indianer, nicht bloß Jäger 18.

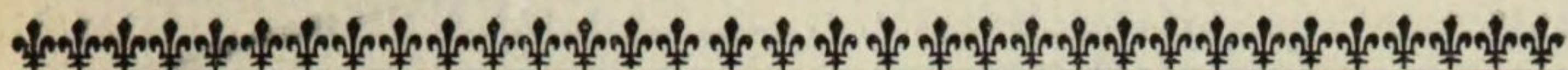
 Obstzucht 82 f.
 Ochse 10/11.
 Oldfield, Australier 45.
 Omnivor, Mensch 43.
 Opium 91.

 Paradies, Garten 80.
 Parker, Mrs. Langloh, 25.
 —, Australian tales 43, 71.

 Passarge, Buschleute 46.
 Pastinak 82.
 Payne, Stellung der Frau 63.
 Pfahlbauten, Nahrung, Netolitzky 36.
 Pfeffer 43/44.
 Pferd 20.
 Pflanzenkultur 74.
 Pflanzennahrung 43.
 —, Urzeit 36.
 — bringt Frau 45.
 Pflaume 82.
 Pflug u. Ochse 10/11.
 Pflugkultur, 10, 11, 17, 20.
 —, Frau u. Mann 69.
 Pfropfen 84.
 Plantagenbau, definiert 65.
 „Platz“ für Kohl usw. 95.
 Politik, Rousseaus Einfluß 2, 12.
 Polygamie u. Hackbau 92 f.
 Portulak, v. Australiern angebaut 63.
 Propädeutik, koloniale 72.
 Pubertätsweihen und Männerweihen 72, 98.

 Ragusa, alte Sprache 96.
 Ratzel, z. Stellung der Frau 34, 63.
 —, Tiefe der Menschheit 13.
 Recht 68.
 Reibsteine, Pflanzennahrung 36, 54.
 Reis 43.
 Reitervölker 20.
 Reizmittel aus Tier- und Pflanzenreich weit verbreitet 44/45.
 Religion u. Naturvölker 50.
 Rhythmus u. Arbeit 1.
 Richthofen, v., z. Reis 43.
 Rinde gegessen 54.
 Rindenbrot 37, 54, 56.
 Rom glaubte an absteigende Entwicklung 9.
 Rousseau 2, 7, 12, 101.

- Rousseau u. d. Frauen 30.
— u. d. Politik 2, 12.
Rüben 82.
Rückentwicklung möglich 15.
Rußland u. Kolonialpolitik 91.
—, Knöterich 55.
- Sammler, früheste Stufe der Menschheit 45.
Schaber, Steinzeit, Pflanzennahrung 36.
Schaf 19.
—, afrikanischer Hackbau 65.
Schäferidylle 14.
Schilfkuchen 57.
Schilfschößlinge zu Mehl 37.
Schinguindianer 61.
Schlehe 82.
Schmetterlingseule gegessen 46.
Schonung der Nutzpflanzen bei den Australiern 62.
Schöpfung 39.
Schurtz 32, 63.
—, Tiefe der Menschheit 13.
—, Besitzverhältnisse in Neu-Guinea 15.
—, zu Mann u. Weib 34, 51.
Senegal, Mauren 14.
Sexualphilosophie und Feuer 41.
Sinken der Kulturvölker 90/91.
Sitte u. Naturvölker 70.
Sklave, freigelassen, arbeitet nicht mehr 89.
Sklavenbefreiung, Nordamerika 89.
Sklaverei 88.
Solvay, Institut 4.
- Soya 44.
Sozialismus 76.
Sport der Männer 22, 45.
Steinen, v. d., Zur Entstehung des Feuers 40, 61.
- Tabak 87/88.
Tasmanier als niedrigstehend 3.
—, ausgerottet 25.
Tempel, älter als das Haus 28/29.
Tessintal, Hackbau 94.
Tiefe der Menschheit 13.
Totem 13.
Trepang 44.
- Übermensch nicht vorhanden 3.
Uhlenhut 39.
Urmensch, Nahrungsverhältnisse 49.
- Vegetarier 43.
Vereinigte Staaten 30.
Vielweiberei, im Hackbau 92/93.
Völkergedanke, Bastians 3.
- Weddahs, Rindennahrung 54.
Weib, siehe Frau.
Weinbau 83/84.
„Wilde“ 12.
Wildgras 35, 53.
Wirtschaft, unsere, Mann im Vordergrunde 79.
- Zerstörungstrieb des Menschen 67.
Ziege 19.
— im afrikanischen Hackbau 65.
Zölibat und Mission 99.



Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Die Wirtschaft der Welt am Ausgange des XIX. Jahrhunderts.

Eine wirtschaftsgeographische Kritik nebst einigen
positiven Vorschlägen

von

Eduard Hahn.

gr. 8°. Geheftet 5.50 Mk., in Leinwand gebunden 6.50 Mk.

Über H a h n s Wirtschaft der *Welt* einige Worte zu sagen, erfordert der Wert dieses Buches. Fast jede Zeile bekundet ihren Ursprung aus einer dem tatsächlichen Leben zugewandten Empfindung, aus dem aufrichtigen Drange, durch das Zeigen des richtigen Wirtschaftswegs der Menschheit praktisch zu nützen; Hahn kritisiert und reißt nicht nur nieder, sondern baut auch wieder, und zwar in vielen Punkten besseres auf. Es ist keine hurra begeisterte Flottenbroschüre, sondern ein der Tagespolitik abgewandtes, tiefgründiges, umfassendes Werk einheitlichen Charakters; ob er das Wirken Rousseaus analysiert oder Nietzsche verstehen lehrt, ob er der Sozialdemokratie zu Leibe geht oder den Liberalismus kritisiert: alles das geschieht bei Hahn in organischem Zusammenhange. Die Landwirtschaft sucht er mit beredten Worten (die L. ist die „fundamentalste aller wirtschaftlichen Betriebe“) zu fördern; Spekulation und Differenzgeschäft, Börse und Terminhandel dagegen sind die Gegner, die er mit scharfen Waffen bekämpft. Ein gesunder Wind weht durch das Ganze.

(*Helmolt in Jahresbericht der Geschichtswissenschaft XXII.*)

Soeben erschien:

Das äußere und innere Problem im heutigen Britisch-Indien.

Vortrag

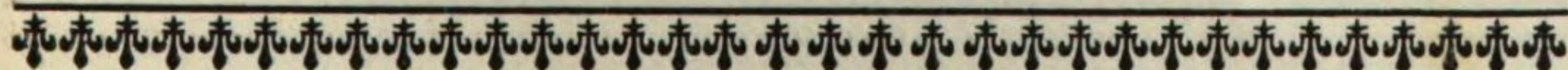
gehalten in der deutschen Kolonialgesellschaft,
Abteilung Heidelberg, am 18. Dezember 1907

von

Dr. Karl Stählin,

Privatdozent an der Universität Heidelberg.

———— 8°. Geheftet 1 Mk. ————





Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Das Alter der wirtschaftlichen Kultur der Menschheit.

Ein Rückblick und ein Ausblick

VON

Eduard Hahn.

gr. 8°. XV, 256 Seiten. 6.40 Mk., in Leinwand gebunden 8 Mk.

Die Ergebnisse seiner langjährigen wirtschafts- und kulturgeschichtlichen Arbeiten und Studien faßt Hahn in diesem für weitere Kreise bestimmten Werke zusammen, das durch zahlreiche, die verschiedensten Fragen der Soziologie behandelnden Exkurse eine aktuelle Bedeutung gewinnt. Gerade aus diesen Abschnitten, wenn sie zum Teil auch nur lose mit dem Thema zusammenhängen, werden Politiker und Nationalökonomien um so reichere Anregungen gewinnen, je weniger sich die Zunftgelehrten bisher mit diesen Dingen befaßt haben.

Dem resumierenden Charakter des Ganzen entsprechend bieten die Abschnitte über das Alter der wirtschaftlichen Kultur, über die Unhaltbarkeit der bisher gültigen Dreistufentheorie (Jäger, Hirten-Nomaden und Ackerbauer), über den Gegensatz von Hackbau und Pflugbau im wesentlichen dasselbe, was der Verf. in seinen früheren Arbeiten an der Hand des ganzen wissenschaftlichen Apparates dargelegt hat.

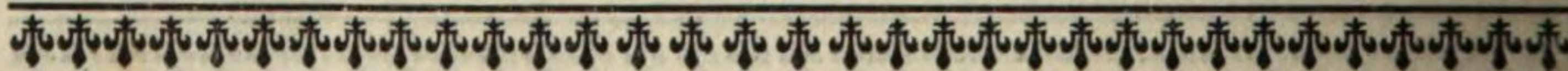
Der Nachweis, daß Pflug und Felderwirtschaft mit dem Hackbau nicht direkt zusammenhängen, sondern ein ganz neues Moment darstellen, daß die Domestizierung des Rindes nur auf der Agrikulturstufe möglich war und der Hirtennomadismus eine Bildung besonderer Art ist, daß der babylonische Kulturkreis als Ausgangszentrum dieser neuen Entwicklungsreihen anzusehen sei, das alles sind gesicherte Ergebnisse, die einen ernsthaften Widerspruch wohl nicht mehr erfahren dürften.

... Seine vielbestrittene Hypothese von der Entstehung der Domestikation des Rindes auf religiöser Grundlage, anknüpfend an den Kult einer Mondgottheit, die ursprüngliche Entstehung des Milchgenusses aus der Opferspende, die Bedeutung des Ochsens als verschnittenen Zugtiers, die Rolle des Wagens als Kulturgeräts und seine Beziehungen zum Pfluge haben viel von dem ihnen früher anhaftenden phantastischen Charakter verloren. Sie ergeben sich ungezwungen aus dem Material und werden durch weitere Ermittlungen gestützt, die sich übrigens aus der amerikanisch-ethnologischen Literatur der letzten Zeit noch vermehren ließen. . .

Wenn der Verf. den sozialpolitischen Exkursen einen so großen Raum gewidmet hat, so ist dies, wie der Ref. im Gegensatz zu andern betonen möchte, geradezu ein Vorzug seines Buches. Nur scheinbar führen sie vom Thema ab. Es kommt dem Verf. eben darauf an, zu zeigen, was sich aus dem riesigen Tatsachenmaterial der menschlichen Wirtschaftsgeschichte als „Richtschnur und Leitlinie für die Fortentwicklung der Kulturmenschheit“ entnehmen läßt.

Vortrefflich sind die Abschnitte über die wirtschaftliche Kultur Babyloniens, Ägyptens und Chinas. Namentlich letzteres spielt in der Argumentation des Verf. eine wichtige Rolle als Musterland einer intensiven, dem inneren Konsum und damit dem Gesamtwohl dienenden Agrikultur, die der unsrigen, von den Verhältnissen des Weltmarkts und der Spekulation allzu sehr abhängigen in vielen wichtigen Beziehungen weit überlegen ist. . .

(Paul Ehrenreich in *Deutsche Literaturzeitung*.)



C. F. Wintersche Buchdruckerei.

Hahn, Eduard

Die Entstehung der wirtschaftlichen Arbeit

Heidelberg 1908

Cam. 63 pg

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11123899-0